



Abschlussbericht zur Tagung
am 19. September 2008 in Salzburg

Gesundheitsförderung trifft Jugendarbeit

Strategien und Methoden in der Jugendarbeit



Vorwort

PLENARVORTRÄGE

- 2 **Wenn Jugendarbeit und Gesundheitsförderung sich begegnen**
Konzepte und Erfahrungen aus Südtirol
Peter Koler, „Forum Prävention“, Bozen
- 4 **Jugendarbeit: eine kurze Zeit für nachhaltige Arbeit – ein Widerspruch?**
Beate Großegger, Institut für Jugendkulturforschung, Wien

PARALLELE WORKSHOPS

- 10 **Workshop 1**
Wer Mowgli durch den Dschungel führt: Jugendarbeit und Gesundheitsförderung als Partner bei der integrierenden Begleitung von Kindern und Jugendlichen
Gerald Koller, Büro VITAL, Steyr
Jutta Petz, Landesjugendreferates Steiermark, Graz
- 13 **Workshop 2**
Gesunde Jugendliche – selbst und sozialkompetent: Das Resonanz-Modell
Gundl Kutschera, kutscheracommunikation, Wien
- 15 **Workshop 3**
Nachhaltige Jugendarbeit in der Gemeinde – von der ersten Idee bis zur bleibenden Veränderung
Claudia Posch, Styria vitalis, Graz
Eduard Zentner, Jugendprojekt Irdning, Irdning
- 17 **Workshop 4**
Von Hiphoppnern, Emos, Technos, Punks und Krocha. Jugendliche Lebensstilgruppen und wie man sie erreicht und überzeugt.
Bernhard Heinzlmaier, Institut für Jugendkultur, Wien
- 21 **Workshop 5**
Die wahren Aufklärer – Group- und Leader-Modelle in der Arbeit mit Jugendlichen. Peereducation eine besondere Herausforderung in der offenen Jugendarbeit und im Setting Schule
Jürgen Einwanger, Österreichischer Alpenverein, Innsbruck
Dieter Geigle, Institut Suchtprävention, pro mente OÖ, Linz
- 23 **Workshop 6**
Grisu wird erwachsen – Kreative Methoden in der Gesundheitsförderung Jugendlicher
Sabine Schuster, Wien
Daniel Gajdusek-Schuster, Trainer und Artist, Wien
- 26 **Workshop 7**
AdRisk Projekt – die Europäische Perspektive. Jugendliches Risikoverhalten und Unfallverhütung; Risikokommunikation und neue Medien
Ursula Löwe, AdRisk Project Coordinator, Kuratorium für Verkehrssicherheit (KfV), Wien
Eveline Braun, Kuratorium für Verkehrssicherheit (KfV), Wien
- 29 **Kurze Lebensläufe**
- 33 **Impressum**

Dieses Produkt entspricht dem Österreichischen Umweltzeichen für schadstoffarme Druckprodukte (UZ 24), www.fairprint.at
Grasl Druck & Neue Medien, Bad Vöslau, UW-Nr. 715



Das Papier dieses Produktes entspricht PEFC
Zertifikat: HCA-CoC-0249



IMPRESSUM

Medieninhaber und für den Inhalt verantwortlich:

Fonds Gesundes Österreich, ein Geschäftsbereich der Gesundheit Österreich GmbH

Redaktionelle Leitung:

Helga Klee, Gabriele Ordo

Tagungskonzept:

Ing. Petra Gajar

Textierung: Dr. Beate Großegger, Dr. Dr. Peter Koler,
Mag. Dietmar Schobel

Gestaltung: paco.Medienwerkstatt, **Druck:** Druckerei Janetschek

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wenn wir Jugendliche befragen, was für sie Gesundheit bedeutet, heißt es sehr oft „Gesundheit - das ist sehr wichtig“. Gesundheit bedeutet für Jugendliche beispielsweise „Autonomie“, „fit sein“, „nicht eingeschränkt sein“, „sich wohlfühlen“. Zum Wohlfühlen benötigen Jugendliche: „Sicherheit, Familie, Freunde und ein Zuhause“ und immer wird das Thema Gesundheit auch als einer der wichtigsten Wünsche für die Zukunft angeführt.

Um Jugendliche in dieser Lebensphase zu begleiten, werden Menschen benötigt, die sich intensiv mit ihnen auseinandersetzen und bereit sind, dieses Stück des Weges mit ihnen verantwortungsvoll und offen zu gehen. Außerschulische Jugendarbeit verfügt über sehr viel Erfahrung mit Jugendlichen im Setting Freizeit und weiß, wie man Jugendliche auch außerhalb von vorgegebenen Strukturen wie Schule und Vereine erreicht und mit ihnen umgeht. Das Setting Freizeit ist für Jugendliche eine zentrale Lebenswelt, in der bereits seit Jahren Maßnahmen und Projekte zur Förderung der Gesundheit umgesetzt und auch vom Fonds Gesundes Österreich gefördert werden.

Bei der Tagung Gesundheitsförderung trifft Jugendarbeit, die im September 2008 in Salzburg abgehalten wurde, konnten Gemeinsamkeiten und Differenzen, Ergänzungen und Erweiterungen der beiden Felder Gesundheitsförderung und Jugendarbeit diskutiert und entwickelt werden.

Die Tagung leistete damit einen Beitrag zum Wissenstransfer, zum Austausch über Projekte, Programme und Strategien sowie zur Vernetzung von Akteur/innen im Bereich der Gesundheitsförderung und Jugendarbeit und zur Unterstützung all Jener, die sich für Jugendliche engagieren.



Ing. Petra Gajar
Gesundheitsreferentin



Mag. Christoph Hörhan
Leiter Fonds Gesundes Österreich

Wenn Jugendarbeit und Gesundheitsförderung sich begegnen. Konzepte und Erfahrungen aus Südtirol.

Peter Koler, Psychologe und Pädagoge, Direktor des „Forum Prävention“, Bozen

„**Gesundheitsförderung**“ im Sinne der WHO zielt auf Empowerment, d.h. man unterstützt Individuen und Gruppen darin, eigene Wünsche und Bedürfnisse wahrzunehmen, zu realisieren und zu befriedigen, und zwar dadurch, dass sie in die Lage versetzt werden, entweder ihr Umfeld entsprechend zu verändern oder sich bewusst den Gegebenheiten anzupassen mit dem Ziel, dass sie mehr Einfluss auf ihren Gesundheitszustand nehmen und Tendenzen zu selbstschädigendem Verhalten reduzieren können. Dies geschieht durch die Förderung von Widerstandskraft („Resilienz“) bzw. die Verringerung von Verletzlichkeit („Vulnerabilität“), durch Förderung von protektiven Faktoren (wie Lebenskompetenz) und durch eine Verringerung von Risikofaktoren (z.B. eine hohe Jugendarbeitslosigkeit). Dass Vulnerabilität im oben beschriebenen Sinne die Wahrscheinlichkeit für selbstschädigendes und gesundheitsgefährdendes Verhalten erhöht, wird nicht nur durch Ergebnisse aus der Komorbiditätsforschung gestützt, sondern korrespondiert auch mit der klinischen Beobachtung, dass stark problembelastete Personen in stark erhöhtem Ausmaß zu Substanzmissbrauch und Sucht tendieren. Die zentrale Frage in diesem Zusammenhang ist also nicht, ob eine Erhöhung der Lebenskompetenz sich positiv auf das Suchtgefährdungspotential auswirkt, sondern wie man die Lebenskompetenz von Individuen – und damit deren Widerstandskraft – erfolgreich steigern kann.

Suchtprävention wird auch aus diesem Grund zusehends im größeren Rahmen der Gesundheitsförderung gesehen. Ziel ist es, die Kinder und Jugendlichen mit Lebenskompetenzen auszustatten bzw. ihnen dabei zu helfen, sich diese anzueignen, damit sie nicht auf ausweichendes Verhalten zurückgreifen müssen.

Moffitt (1993) stellte fest, dass zwar ein Großteil der Jugendlichen in ihrer Adoleszenz kriminelle Handlungen (Ladendiebstähle, Vandalismusakte, Aggressionsdelikte, Drogendelikte etc.) setzt, dass allerdings die meisten dieser Jugendlichen diese Verhaltensweisen nach der Pubertät spontan wieder aufgeben und dass nur in rund

10% der Fälle – wo eine psycho-soziale Problematik eines Jugendlichen derart mit einer kriminogenen Umgebung interagiert – sich eine überdauernde kriminelle Persönlichkeitsstruktur entwickelt. Laut Moffitt sind Jugendliche, die Gleichaltrigen gegenüber einen körperlichen Reifungsvorsprung haben, hier besonders gefährdet. Moffitts Theorie korrespondiert recht gut mit der Gesundheitsförderungstheorie, in der eine erhöhte Gefährdung für spätere Problementwicklungen auf eine erhöhte psychische und soziale Vulnerabilität zurückgeführt wird. Aus Moffitts Theorie lässt sich folgern, dass man bei dieser Risikogruppe rechtzeitig gezielte Maßnahmen zur Verringerung der relevanten Probleme setzen sollte, aber auch, dass man bei Jugendlichen, die im Rahmen der pubertären Entwicklungsphase vorübergehend ein deviantes Verhalten aufweisen, keinesfalls überreagieren sollte. Wer hier nach dem Motto „Wehret den Anfängen“ oder „Null-Toleranz“ sehr harte staatliche Maßnahmen fordert, erhöht die Problembelastung der Betroffenen und trägt so in paradoxer Weise dazu bei, dass längerfristig die Auftrittswahrscheinlichkeit gerade jener Verhaltensweisen zunimmt, die man eigentlich bekämpfen wollte (aus dem Evaluationsbericht 2008 des Forum Prävention).

Diese Überlegungen lassen den Schluss zu, dass die Jugendarbeit und insbesondere die offene Jugendarbeit ein wichtiger Partner im Bereich der Gesundheitsförderung werden kann, vorausgesetzt man respektiert das übergeordnete zentrale Ziel der Jugendarbeit und macht sie nicht zu einem bloßen „Handlanger“ für die eigenen gesundheitsbezogenen Wunschvorstellungen.

Kompetente Jugendarbeiter/innen haben gegenüber Spezialisten aus Beratungs- und Behandlungseinrichtungen oder Ordnungskräften den Vorteil, dass sie von Jugendlichen viel eher als Vertrauenspersonen akzeptiert werden und nicht stigmatisierend wirken, da ihr Beziehungsangebot auf die Bedürfnisse der Jugendlichen abgestimmt ist.

„Die Leitlinien der Suchtpolitik in Südtirol“ (2003) geben der Jugendarbeit als Systempartner eine wichtige

Rolle: „Der Bereich der Jugendarbeit ist ein repressionsarmes Praxis- und Übungsfeld. Gerade in Jugendeinrichtungen kann die gemeinsame alltägliche Auseinandersetzung zu Fragen rund um das Thema Sucht und Suchtmittelkonsum, aber auch Diskussionen über Bewältigung krisenhafter Lebenssituationen eine große Chance im Sinne der Suchtprävention bedeuten. Junge Menschen mit ihren eigenen spezifischen Bedürfnissen, Sorgen und Ängsten, Hoffnungen und Zielvorstellungen brauchen kommunikative Lebensräume, Erlebnismöglichkeiten, Freiräume und Orientierungshilfen. Autonomes Handeln und Experimentieren in gesicherten Freiräumen ist für die psychosoziale Entwicklung grundlegend. In jeder Jugendgeneration gibt es ein riesiges Potential an Emanzipations- und Gestaltungswillen. Es anzusprechen, ihm mit partizipativen Modellen Anreiz und Raum zu geben, ist und bleibt der wichtigste Auftrag der Kinder- und Jugendarbeit.“

Im Mittelpunkt **der Jugendarbeit** stehen stets die Jugendlichen. Jugendliche in der Jugendarbeit sind mündig teilnehmende Subjekte und nicht unmündige Erziehungsobjekte (Nothdurfter, 2008).

Im Programm zur Förderung der Jugendarbeit in Südtirol (1998) steht: „Die Jugendarbeit in Südtirol ist ein Erziehungs- und Bildungsbereich eigener Prägung neben Familie, Schule und Berufsausbildung. Jugendarbeit ist gegenwärtig gekennzeichnet durch die Prinzipien der Freiwilligkeit und Eigenverantwortlichkeit. Sie bietet sich jungen Menschen als ein vielgestaltiges Betätigungs- und Erfahrungsfeld an, das ihnen Gelegenheit gibt, in Gemeinschaft mit Gleichaltrigen (peer-groups) selbstständig, mitbestimmend und mitgestaltend tätig zu werden, eigene Vorstellungen und Interessen zur Geltung zu bringen, an eigenen Erfahrungen zu lernen und für sich und andere Verantwortung zu übernehmen. Im gemeinsamen Tun und in der Auseinandersetzung mit den Vorstellungen und Wünschen anderer wird gleichzeitig für junge Menschen erfahrbar, dass das Zusammenleben in der Gemeinschaft auch Bindungen und Verpflichtungen mit sich bringt, dass dabei auch Toleranz und Rücksichtnahme geübt und Wege zum Interessensausgleich und gewaltfreier Konfliktlösung gefunden werden müssen.

Die Jugendarbeit erweist sich damit als ein besonders fruchtbares Feld sozialen Lernens. Sie unterstützt die Entwicklung zur selbstständigen Persönlichkeit, för-

dert soziales Verhalten und soziales Bewusstsein, öffnet gleichzeitig den Blick für weiterreichende gesellschaftspolitische Fragen und will junge Menschen befähigen, sich als verantwortlich Handelnde aktiv an dem Prozess der demokratischen Entwicklung und Gestaltung der Gesellschaft zu beteiligen. Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit.“

Die Offene Jugendarbeit schafft Freiräume, d.h. sie fördert und begleitet die Persönlichkeitsentfaltung, die Selbstverwirklichung und Kreativität, das Einüben von Rollenverhalten, das soziale Experimentieren, das Hinterfragen der Geschlechterrolle sowie das Übernehmen von Eigenverantwortung. Bei dieser raumorientierten Arbeit geht es darum, dass Jugendliche sich Räume aneignen und gestalten, bzw. Eigenräume in einer Welt aufbauen, in der alle Räume sonst schon vordefiniert sind. Jugendliche können in diesen Freiräumen ihre eigenen Ideen entwickeln und umsetzen und sich an der Gesellschaft beteiligen. Die Offene Jugendarbeit baut auf den Fähigkeiten und Kompetenzen der Jugendlichen auf, nimmt jedoch gleichzeitig Krisen wahr und bietet Unterstützung bei deren Bewältigung an. Sie nimmt sich Zeit für den einzelnen Jugendlichen, begleitet ihn in dieser Lebensphase und setzt sich für seine Belange ein.

Prävention und Gesundheitsförderung in der Offenen Jugendarbeit setzt darauf, die Lebenskompetenzen der Jugendlichen zu nutzen und zu stärken. Es geht im Rahmen der Beziehungs- und Projektarbeit um eine bewusste Auseinandersetzung mit Gefahren und Risiken und die Förderung der Kompetenzen damit umzugehen. Eine Risikominimierung kann pädagogisch nicht hergestellt werden, sondern nur eine Gefahrenminimierung durch Risikooptimierung bzw. -abwägung oder -balance.

Im Laufe der letzten fünf Jahre haben sich in Südtirol mehrere Gelegenheiten ergeben, um auf konzeptioneller oder auf Projektebene ein gemeinsames Arbeiten der Bereiche Gesundheitsförderung und Jugendarbeit zu ermöglichen. Aus den folgenden Beispielen wird deutlich, dass das Prinzip „miteinander reden – miteinander arbeiten“ umsetzbar wird, dass die Grundhaltungen der Jugendarbeit mit denen der Gesundheitsförderung

bzw. der Suchtprävention vereinbar sind und gemeinsame Zielfindungen möglich sind.

Maßgeblich für dieses Gelingen ist aber, dass vorher Klarheit über das die eigenen Handlungen leitende **Menschenbild** geschaffen wird.

Als illegale Drogen Ende der 60er-Jahre unter kräftigem Zutun der Massenmedien zu einem stark emotionalisierten Thema wurden, lag der Schwerpunkt der suchtpreventiven Aktivitäten auf normativer Beeinflussung und Abschreckung. Damit verbunden war ein Menschenbild, das die zu schützenden Personen nicht als selbstständige, potentiell vernünftige Subjekte ansah, sondern als Objekte, deren „unmoralische“ Einstellungen bzw. Verhaltensweisen es mit allen Mitteln zu verändern galt. Wegsperrern und Ausgrenzen waren die gängigen Instrumente, um die drohende weitere Verwahrlosung der Jugendlichen zu bekämpfen.

Der professionelle Umgang wandelte sich – nicht zuletzt unter dem Einfluss des von der WHO propagierten umfassenden Gesundheitsförderungsansatzes – konsequent in eine demokratisch-emanzipatorische Richtung. Menschen werden in ihrer konkreten Lebenslage akzeptiert, ihre persönliche Autonomie wird weniger in Frage gestellt und die letztendlichen Entscheidungen werden immer mehr ihnen selbst überlassen. Menschen werden heute vom Helfersystem weit stärker als Subjekte, im Sinne von Partnern, wahrgenommen, bei denen man die Fähigkeit fördern will, die eigenen Lebensbedingungen selbst aktiv zu verbessern, um die Wahrscheinlichkeit für eine Flucht in ausweichendes und selbstzerstörendes Verhalten zu verringern. „Motivational Interviewing“ ist das beste Beispiel dafür.

Laut dem österreichischen Präventionsforscher Alfred Uhl (2007) wurzelt das Selbstverständnis der modernen emanzipatorisch-demokratisch orientierten Suchtprevention nicht nur im offensichtlichen Scheitern des paternalistisch-kontrollierenden Präventionsansatzes, sondern auch in humanistisch geprägten demokratiepolitischen und ethischen Überzeugungen. Zentral in letzterem Sinn sind Wertfragen wie „Was darf die Gesellschaft tun?“ und „Was muss sie tun?“.

Präventionsarbeit und Gesundheitsförderung bedienen sich also eines Modells, das Akzeptanz, Toleranz und

Verständnis fördert und den Menschen mit seinen zahlreichen Bedürfnissen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stellt. Maßnahmen werden für die Menschen gesetzt, nicht gegen sie. Präventionsarbeit und Gesundheitsförderung sollen dazu dienen, dass die Selbst- und Beziehungswirksamkeit der Einzelnen gesteigert wird, Möglichkeiten der Entspannung bekannt sind und angewendet werden und die stressfreien Alltagssituationen sich vermehren. Menschen sollen „so frei wie möglich“ leben können und zu Entscheidungsfähigkeit, Selbstständigkeit, Bindungsfähigkeit, Eigenverantwortlichkeit und kritischem Denken befähigt werden.

Konzepte und Projekte in Südtirol

Im Rahmen des Vortrages werden folgende Konzepte und Projekte, die in Südtirol erstellt bzw. umgesetzt wurden und in denen Jugendarbeit eine wichtige Rolle spielt, vorgestellt:

Konzepte:

Konzepte werden hier aufgenommen, weil sich gezeigt hat, dass sie für die Aktivierung und Umsetzung von Maßnahmen einen wichtigen Baustein darstellen. Eine Voraussetzung, dass Konzepte nicht totes Papier bleiben, ist eine Arbeitsmethodik, die es von Anfang an erlaubt, alle wichtigen Systempartner einzubinden und an den Inhalten mitgestalten zu lassen. So konnten bei unten angeführten Dokumenten die eingebundenen Personen wiederholt Stellung zu den Entwürfen beziehen. Als Grundlage diente ein an die Delphimethode, einen selbstkorrigierenden Ansatz zur Konsensfindung, angelehntes Verfahren.

Leitlinien der Suchtpolitik in Südtirol (2003)

Das Forum Prävention erhielt im Jahr 2002 durch den Beschluss der Landesregierung den Auftrag zur Verfassung der Leitlinien der Suchtpolitik in Südtirol.

Die Arbeitsmethodik sah eine intensive Einbindung einer Vielzahl in dem Bereich tätiger Experten – auch aus der Jugendarbeit – vor, sodass eine möglichst breite Zustimmung zu den Inhalten der Leitlinien erzielt werden konnte. Die Arbeit wurde im Jahr 2003 abgeschlossen. Die Leitlinien zur Suchtpolitik sind von der Südtiroler Landesregierung genehmigt worden. Es handelt sich

um ein Grundlagenpapier, das innerhalb der Suchtarbeit die strategischen Leitlinien und Visionen sammelt und grundsätzliche Orientierung für alle im Feld tätigen Kräfte sowie für alle Verantwortlichen, die in der Politik, Planung und Verwaltung tätig sind, vorgibt.

Konzept für Tabakprävention, -entwöhnung und -behandlung (2005)

Die Interventionen im Tabakbereich wurden in Südtirol erstmals im Jahr 2005 zu einer gesundheitsstrategischen Priorität erhoben. Dem vorausgegangen war die Entwicklung von allgemeinen Leitlinien zur Suchtpolitik (2003). Gleichzeitig kam ein wichtiger Impuls aus den italienweit verankerten gesetzlichen Maßnahmen zum Nichtraucherschutz. Diese verbieten seit Januar 2003 das Rauchen in allen der Öffentlichkeit zugänglichen, geschlossenen Lokalen.

Eine umfassende Tabakprävention beinhaltet Maßnahmen unterschiedlicher Art, die einerseits auf das Individuum direkt abzielen, andererseits aber auch sein Umfeld mit einbeziehen, indem etwa die Lebensbedingungen am Arbeitsplatz oder in der Familie verbessert werden. Ein dritter Schwerpunkt betrifft die Umsetzung geeigneter gesetzlicher Rahmenbedingungen. Das Konzept dient der Planung von Maßnahmen in Südtirol und stellt die Grundlage für die zukünftigen Tätigkeiten innerhalb der Tabakprävention, -entwöhnung und -behandlung dar.

Das Dokument führt die in den „Leitlinien der Suchtpolitik“ (2003) begonnene konzeptionelle Arbeit fort und baut auf drei wesentlichen Strategien auf:

- dem Einstieg der Jugendlichen in den Tabakkonsum vorzubeugen und ihn zu verzögern,
- den Raucher/innen Ausstiegshilfen anzubieten und
- die Nichtraucher/innen vor dem Passivrauch zu schützen.

Projekte:

„free your mind“ – jugendgerechte Tabakkampagne und Ausstiegshilfen für junge Raucher/innen

Das Projekt „free your mind“ ist eine der umgesetzten Maßnahmen aus dem oben zitierten „Konzept für Tabakprävention, -entwöhnung und -behandlung“ (2005). Die Tabakprävention ist Teil der allgemeinen Sucht-

prävention, die wiederum Teil der Gesundheitserziehung und -förderung ist. Pädagogisch gesehen braucht es vor allem Methoden, die junge Menschen befähigen, eigene Entscheidungen zu treffen, zu denen sie verantwortungsbewusst stehen können und die ihnen eine befriedigende Lebensgestaltung erlauben (nicht nur zum Thema Rauchen). Zentraler Bestandteil der Tabakpräventionskampagne sind:

- eine „undercover“ Kampagne, die den „Trend in Richtung Nichtrauchen“ stärkt. Durch die Verteilung von T-Shirts und Gadgets an Szeneorten, auf Partys und Festen, wird u.a. eine jugendgerechte Internetseite – www.free-your-mind.it – beworben, die ausführliche Informationen zum Thema Nikotin und über bestehende Angebote zum Ausstieg gibt. Die Kampagne kommt ohne die Logos bekannter Gesundheitsanbieter – Präventionsstelle, Gesundheitsämter, Landesabteilungen – aus;
- Mitmach-Parcours für Schüler/innen;
- Ausstiegshilfen für junge Raucher/innen.

Das Raucherausstiegs- bzw. Reduktionsprogramm für Jugendliche wurde in Zusammenarbeit mit Fachleuten – darunter auch Jugendarbeiter/innen – aus den verschiedenen öffentlichen und privaten Einrichtungen 2007 entwickelt, mehrmals in Heimen und Oberschulen durchgeführt und in allen seinen Schritten von einem externen Forschungsinstitut evaluiert.

Die Kursleiter/innen bringen Erfahrungen aus unterschiedlichen Berufsfeldern wie Jugendarbeit, Suchtbehandlung und Präventionsarbeit mit. Die Gruppenbetreuung erfolgt in Zweierteams, die so zusammengesetzt sind, dass sie möglichst unterschiedliche Ressourcen bündeln. Zur Bewerbung der Kurse informieren gecoachte Multiplikator/innen vor Ort – in Schulen, Heimen und Jugendeinrichtungen – durch persönliche Gespräche und/oder Flyer über das bestehende Angebot. Als Multiplikator/innen werden engagierte Personen ausgewählt, die in einem guten Kontakt mit der Zielgruppe stehen und sich deshalb besonders gut eignen, die Inhalte und Ziele des Kurses zu vermitteln und Jugendliche zur Teilnahme zu motivieren.

Die zentralste Neuerung beim beschriebenen Gruppenprogramm besteht darin, dass die Kursleitenden Reduk-

tion als Ziel tatsächlich akzeptieren. Dass ein Teil der Teilnehmer/innen nachher abstinent ist, ist erfreulich, aber nicht notwendiges Ergebnis

Ju & Mi – Jugendarbeit und Motivational Interviewing

„JU&MI“ ist ein Projekt, das der selektiven Prävention zugeordnet werden kann. Seit dem Jahr 2003 wird vom Bildungshaus Kassianum in periodischen Abständen ein Fortbildungsangebot in „Motivierender Gesprächsführung“ nach Miller und Rollnick (1999, 2004) angeboten. Ausschlaggebend für die Entwicklung des Projekts ist der Umstand, dass sich Jugendliche mit Risikokonsumverhalten (direkte Zielgruppe) selten eigeninitiativ an Einrichtungen der Suchtarbeit wenden, sondern bei Bedürfnis nach Austausch, Information oder Unterstützung sich an Personen aus ihrem unmittelbaren und vertrauten Umfeld wenden. Ansprechpersonen in diesem Sinne sind häufig Jugendarbeiter/innen und/oder Erzieher/innen. Deshalb zielt das Projekt auf eine Erhöhung der Gesprächskompetenzen dieser, professionell mit Jugendlichen befassten, Personen (indirekte Zielgruppe).

Pit Stop

Dieses Projekt ist im Bereich aufsuchender Präventionsarbeit (selektive Prävention) angesiedelt und richtet sich an Jugendliche und junge erwachsene Besucher/innen von Partys in Jugendzentren und anderen Jugendeinrichtungen, (Dorf-)Festen, Konzerten, Open Airs u.Ä. (primäre Zielgruppe) sowie an die Veranstalter/innen derselben (indirekte Zielgruppe) in ganz Südtirol.

Der Name „Pit Stop“ – „Boxenstopp“, ist entlehnt aus dem Motorsport und steht für „eine Pause machen“, „auftanken“, „sich ausruhen“ und „chillen“. Genau diese Atmosphäre wird bei einem „Pit Stop“-Stand geboten, um das im Folgenden angeführte Angebot attraktiv zu machen:

- Jugendgerechte Informationsmaterialien zu den verschiedenen legalen und illegalen psychoaktiven Substanzen, zu Risikoverhaltensweisen und zu Sexualität liegen auf.
- Wasser, frisches Obst, Schokolade, Traubenzucker etc. werden kostenlos angeboten.
- Verschiedene Gadgets, die das Interesse der Jugendlichen/jungen Erwachsenen wecken sollen bzw. die

Kontaktaufnahme erleichtern, stehen zur Verfügung. Die Gadgets, die bei Pit Stop verteilt werden, haben immer einen Bezug zum Thema „Prävention“

- Die Möglichkeit für Jugendliche und junge Erwachsene, einen Alkoholtest anonym und kostenlos zu machen, ist gegeben. Der Alkoholtest kann nur einmal wiederholt werden, um eventuelle „Trinkwettkämpfe“ zu vermeiden. Mit sehr stark alkoholisierten Personen wird der Alkoholtest nicht durchgeführt.
- Es besteht auch die Möglichkeit einer informellen Beratung durch die Projektmitarbeiter/innen bzw. Jugendarbeiter/innen.

Erlebniswelt Sport

Das Projekt „Erlebniswelt SPORT“ ist eine im Sinne der WHO Charta (Ottawa, 1986) ausgerichtete Gesundheitsförderungsmaßnahme. Sie richtet sich an Kinder und Jugendliche der Grund- und Mittelschulen (direkte Zielgruppe), wie auch an deren Lehrpersonen sowie an Trainer/innen der Sportvereine in Südtirol (indirekte Zielgruppen). Im Mittelpunkt steht dabei, den Kindern und Jugendlichen einen Zugang zu verschiedenen sportlichen Aktivitäten zu ermöglichen, ohne dass der Wettkampf im Mittelpunkt steht. Die Intention der Projektanbieter/innen ist vielmehr, über Lust und Freude an Bewegung und Begegnung mit anderen persönlichkeitsentwicklungsfördernde Erfahrungen zu initiieren.

Die Schüler/innen können gemeinsam mit ihrer Klasse aus einem Angebot von über zwanzig Sportarten drei auswählen und innerhalb eines Vormittags diese in Einheiten von 60 Minuten ausprobieren. Betreut werden sie dabei von Trainer/innen der jeweiligen Sportverbände.

An der Erlebniswelt Sport können Schüler/innen aller Grund- und Mittelschulen der Autonomen Provinz Bozen – Südtirol teilnehmen. Im Jahr 2008 wurde die Erlebniswelt Sport an drei verschiedenen Standorten in Südtirol ausgetragen. Erstmals gab es auch ein Angebot für Berufsschüler/innen.

Aktion Verzicht

Die „Aktion Verzicht“ fand in Südtirol bisher vier Mal als länderübergreifendes Projekt in Kooperation mit Tirol und sukzessive mit anderen österreichischen Bundesländern (Oberösterreich, Vorarlberg, Niederösterreich, Steiermark und Salzburg) statt.

Es handelt sich bei dieser Initiative um ein generalpräventives Projekt, das in der Fastenzeit, an ein altes christliches Ritual anknüpfend, durchgeführt wird und zu einer freiwilligen Verzichtleistung aufruft.

Die gesundheitsförderlichen/suchtpräventiven Überlegungen im Hintergrund beruhen darauf, dass es für eine gesunde Entwicklung der Persönlichkeit wichtig ist, immer wieder auf Distanz zu den eigenen Gewohnheiten zu gehen, um letztlich einem Übergang in missbräuchliches bzw. abhängiges Verhalten vorzubeugen. Die Gewohnheiten, zu denen die Teilnehmer/innen auf Distanz gehen, werden von der jeweiligen Person selbst gewählt: z.B. Verzicht auf Suchtmittelkonsum, ungesunde Essensgewohnheiten, auf hohen Fernsehkonsum, auf Surfen im Internet, Umgang mit Arbeit und Sport, etc.

An der „Aktion Verzicht“ beteilig(t)en sich verschiedene Organisationen/Institutionen. Über diese Vernetzung ist es gelungen, eine große Zielgruppe zu erreichen. Die Projektträger/innen für Südtirol sind das Forum Prävention, der Katholische Familienverband, die Caritas, die Ämter für deutsch- und italienischsprachige Jugendarbeit, das Deutsche, Ladinische und Italienische Schulamt. Mitgetragen wurde die Aktion vom Verein „Hands“, dem Therapiezentrum Bad Bachgart, der Ärztekammer der Provinz Bozen, dem ACLI, dem KVV, dem Südtiroler Jugendring, dem Südtiroler Gemeindenverband und den Bezirksgemeinschaften Unterland-Überetsch, Eisacktal, Pustertal, Salten-Schlern, Vinschgau, Wipptal und Burggrafenamt. Auch Tageszeitungen und der Radiosender unterstütz(t)en das Projekt. Im Jahr 2008 wurde das Netzwerk wiederum durch die zugesagte Unterstützung von den Südtiroler Pfadfindern und der Arbeitsgemeinschaft der Jugenddienste ausgedehnt.

Bibliographie:

- Gruber, C.; Ladurner, C.; Hainz, W.; Kobrna, U.; Uhl, A. (2007): „Evaluationsergebnisse zu den Ausstiegshilfen für jugendliche Raucher/innen“. Forum Prävention, Bozen, unveröffentlicht
- Gruber, C.; Hainz, W.; Koler, P.; Uhl A. (2008): „Bericht zur Evaluation des Forum Prävention“. Forum Prävention, Bozen, unveröffentlicht
- Koler, P.; Trenkwalder, A.; Morosetti, G. (2005): „Konzept für Tabakprävention, -entwöhnung und -behandlung in Südtirol“. Autonome Provinz Bozen (Hrsg.), Bozen
- Koler, P.; Ladurner, C.; Hainz, W.; Trenkwalder, A. (2008): „Free your mind. Ein innovatives Gruppenprogramm für junge Raucher/innen“. In: Suchtmagazin. Nr. 2/08, Basel
- Koler, P.: „Berauschte Aussichten. Aufbruch zu einer neuen Präventionskultur“. In: Abhängigkeiten. Nr. 1/2008, 14. Jahrgang. Lausanne (CH)
- Ladurner, C.; Koler, P. (2003): „Leitlinien der Suchtpolitik in Südtirol“. Autonome Provinz Bozen (Hrsg.), Bozen
- Ladurner, C.; Gruber, C. (2007): Curriculum Ausstiegshilfen für jugendliche Raucher/innen, Bozen: Forum Prävention, unveröffentlicht
- Miller, W.R.; Rollnick, S. (2004): „Motivierende Gesprächsführung“. Lambertus, Freiburg i.B.
- Moffitt, T.E. (1993): „Adolescence-Limited and Life-Course-Persistent Antisocial Behavior: A Development Taxonomy.“ Psychological Review, 100, 4, 674-701
- Nothdurfter, K. (1998): „Programm zur Förderung der Jugendarbeit der deutschen und ladinischen Sprachgruppe in Südtirol“, Autonome Provinz Bozen (Hrsg.), Bozen
- Nothdurfter, K. (2008): „Welches Image braucht die Jugendarbeit“. In z.B. Beiträge zur Jugendarbeit in Südtirol und Tirol, Nr. 3/08).
- Uhl, A.: „Begriffe, Konzepte und Menschenbilder in der Suchtprävention“. In: Suchtmagazin 4/07, Basel
- WHO 1986: Ottawa Charta. Geneve

Jugendarbeit: eine kurze Zeit für nachhaltige Arbeit – ein Widerspruch?

Beate Großegger, wissenschaftliche Leiterin und stv. Vorsitzende des Instituts für Jugendkulturforschung, Wien

Gesundheit ist für Jugendliche ein wichtiges, aber auch schwieriges Thema. Wie die deutschen Shell Jugendstudien zeigen, hat der Wert „gesundheitsbewusst zu leben“ bei Jugendlichen in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen. Gleichzeitig ist jedoch zu beobachten, dass Gesundheit in der Art und Weise, wie Erwachsene sie thematisieren, für Jugendliche meist sehr abstrakt bleibt. Gesundheitsbewusstsein ist nicht zuletzt aufgrund der Art, wie es von Erwachsenen vorgelebt und zum Thema gemacht wird, für viele Jugendliche ein „eher uncooles Wort“. Die breite Mehrheit der Jugendlichen kann sich mit den Prototypen des gesundheitsbewussten Erwachsenen kaum identifizieren. Der klassische „Gesundheitsapostel“, der betont reflektiert agiert und für Verzicht auf exaltierten Spaß steht, ist ebenso wenig Vorbild wie jener neue Typus des demonstrativ körper- und gesundheitsbewussten Hedonisten, der in der Lifestyle-Forschung unter dem Titel „Lohas“ (= Life of Health and Sustainability) beschrieben wird, vor allem in den besserverdienenden, gebildeten Mittelschichten zuhause ist und eine seltsame Mischung aus Lebensgenuss, Nachhaltigkeitsbewusstsein und Moral repräsentiert. Beide Typen des gesundheitsbewussten Erwachsenen sind durch völlig anderen Lebenssituationen und Alltagsrealitäten bestimmt als der/die durchschnittliche Jugendliche. Und sie haben auch eine völlig andere Erlebniskultur und „be-deuten“ Wohlfühlumgebungen wie auch Wohlfühlfaktoren völlig anders als Jugendliche. Jugendliche agieren betont expressiv und in jugendkulturellem Sinne erlebnisorientiert. Und sie suchen – im Bemühen, den überfordernden Schulalltag, Stress in der beruflichen Ausbildung oder auch Beziehungsstress im nahen sozialen Umfeld zu kompensieren – immer öfter ganz gezielt den „punktuellen Exzess“ und begeben sich dabei in immer jüngerem Lebensalter in die dazu „passenden“ Settings.

Die Ausgangslage für Gesundheitsförderung in der Zielgruppe Jugend ist schwierig – nicht etwa, weil Jugendliche gegenüber dem Thema ignorant wären, sondern weil es großteils nicht gelingt, das Thema Gesundheit bzw. die Anliegen der Gesundheitsförderung an die Lebens-

welten und das Lebensgefühl Jugendlicher anschlussfähig zu machen. Mit anderen Worten: Gesundheitsförderung muss, wenn sie bei Jugendlichen wirklich etwas bewirken will, stärker auf die Lebens- und auch auf die Erlebens-/Erlebniszusammenhänge der Jugendlichen eingehen. Und sie muss sich wohl auch verstärkt die Frage stellen: Was sind aus Sicht der Jugendlichen Schlüsselthemen der Gesundheitsförderung im Jugendalter und welche Schwerpunkte müssen gesetzt werden, um eine gesundheitsbewusste „Attitude“ mit einem für Jugendliche attraktiven Lifestyle zu vereinen?

Ein Grundproblem der Gesundheitsförderung in der Zielgruppe Jugend ist, dass rationale Überlegungen von Gesundheitsexpert/innen wie auch betont normative Vorstellungen gesundheitsbewusster Erwachsener im Vordergrund stehen, anstatt im Sinne einer erfolgreichen Zielgruppenansprache in der Maßnahmenplanung und Intervention die subjektiven und lebensweltlich geprägten Zugänge Jugendlicher zum Gesundheitsthema zu akzentuieren: etwa, dass gesund zu sein für Jugendliche ein wichtiger Faktor ist, um in der Gemeinschaft und Gesellschaft aktiv teilhaben zu können oder, um es im Jargon Jugendlicher zu sagen, um „mitmachen“ zu können und „dabei zu sein“.

Ein zweites Grundproblem besteht darin, dass etablierte Konzepte und Modelle vielfach von einem unspezifischen Zielgruppenverständnis ausgehen. Erfolgreiche Gesundheitsförderung in der Zielgruppe Jugend braucht aber exakte Zielgruppendefinitionen und sie braucht vor allem auch ehrliche Zielgruppenkonzepte:

- Einerseits gilt es, Angebote (und Kommunikationskonzepte) für breite Mehrheiten zu schaffen, die – auch wenn sie sich als „Mehrheitsprogramm“ positionieren – alters- und geschlechtsspezifische Spezifika eines sich körperlich und psychisch Gesund-Fühlens angemessen berücksichtigen.
- Andererseits bedarf es mehr Angebote (und Kommunikationskonzepte) für jene speziellen Zielgrup-

pen, die mit den Anliegen der Gesundheitsförderung bislang kaum erreicht wurden. Das sind, wie die Jugend- und Gesundheitsforschung zeigt, insbesondere Jugendliche aus sozialen Unterschichten bzw. Jugendliche aus bildungsfernen Milieus, aber auch Jugendliche mit Migrationshintergrund. So unterschiedlich diese Jugendlichen im einzelnen auch sein mögen, sie haben eines gemeinsam: nämlich, dass sie sich gesundheitsbewusstes Verhalten häufig nicht leisten können oder auch nicht leisten wollen – sei es in finanzieller Hinsicht, sei es aufgrund eines Ressourcenmangels im Bereich der Information und/oder Selbstkompetenz oder auch, weil sie für eine gesundheitsbewusste Grundhaltung im eigenen sozio-kulturellen Milieu schlicht und einfach keine soziale Akzeptanz finden. Um diese Jugendlichen mit Themen der Gesundheitsförderung gezielt anzusprechen, bietet sich eine verstärkte Zusammenarbeit und Vernetzung insbesondere mit der offenen Jugendarbeit an.

Für die Maßnahmenplanung in der Gesundheitsförderung generell wichtig ist, die Gesundheitskonzepte der anzusprechenden Jugendlichen genau zu kennen und auch um die Argumente, die diesen Konzepten unterlegt sind, zu wissen, denn nur dann hat man wirklich eine Chance, Jugendliche lebensweltnah „abzuholen“ und für eine Auseinandersetzung mit den Themen und Anliegen der Gesundheitsförderung zu gewinnen. Wichtig zu wissen ist dabei auch, ob und mit welchen Mitteln und Strategien Jugendliche ihre Gesundheit selbst positiv beeinflussen zu können glauben, denn nur wenn man das weiß, können Argumente, die in Richtung Verhaltensänderung gehen, so formuliert und präsentiert werden, dass Jugendliche sie verstehen und auf ihren persönlichen Alltag anwenden.

Und auch für Nachhaltigkeit in der Gesundheitsförderung scheinen bestimmte Voraussetzungen gegeben: Gesundheitsförderung muss für Jugendliche relevante Argumente bringen; sie muss zeigen, welchen Nutzen es für Jugendliche hat, gesund(heitsbewusst) zu leben – und zwar aus der Perspektive der Jugendlichen, nicht aus der Perspektive der um Gesundheitsförderung bemühten Erwachsenen. Darüber hinaus muss die Gesundheitsförderung Jugendliche in ihrer Gruppenzugehörigkeit ansprechen und sicherstellen, dass die Angebote

und Maßnahmen nicht nur bei dem/der Einzelnen, sondern vielmehr auch in den Peergroups bei „signifikanten Anderen“ soziale Akzeptanz finden. Das heißt, der sozio-kulturelle Kontext, der Jugendliche in ihrer Gruppenzugehörigkeit beheimatet, muss konsequent in die Gesundheitsförderung miteinbezogen werden. Damit dies gelingen kann, muss die Zielgruppe (noch) stärker aktiv in die Konzeptentwicklung wie auch in Evaluationsmaßnahmen eingebunden werden. Nur so kann Effektivität und Nachhaltigkeit gesichert werden. Allerdings sei davor gewarnt, hier allzu hoffnungsfroh zu agieren. Denn erst wenn es gelingt, mithilfe der Jugendlichen das Gesundheitsthema bzw. die Frage „Wie kann ich mich mit mir selbst wohlfühlen und was kann/muss ich tun, damit dieses körperliche und/oder psychische Wohlfühlen passiert?“ in den Alltags- und Erlebniskulturen zu „veralltäglichen“, rückt das Ziel tatsächlich in Sicht.

Workshop 1:

Wer Mowgli durch den Dschungel führt: Jugendarbeit und Gesundheitsförderung als Partner bei der integrierenden Begleitung von Kindern und Jugendlichen

Worin bestehen die Gemeinsamkeiten von Jugendarbeit und Gesundheitsförderung? – Im Workshop 1 wurden Antworten auf diese Frage erarbeitet: Eine davon lautet, dass beide Institutionen als Begleiter/innen von Jugendlichen auf ihrem Entwicklungsweg betrachtet werden können. Weitere gemeinsame Ansätze ergeben sich aus dem umfassenden bio-psycho-sozialen Begriff von „Gesundheit“. Nicht zuletzt kann das Modell der „Integrierenden Bildung“ eine theoretische Basis für Kooperationen sein.

Erinnern Sie sich an die Geschichten von „Mowgli“? – Rudyard Kiplings Erzählungen von dem Findelkind, das ohne Kontakt zu Menschen bei den Tieren des indischen Dschungels aufwächst, sind gleichzeitig ein Jugendbuch und ein Entwicklungsroman. Der britische Autor beschreibt darin Mowglis Erwachsenwerden vom verspielten Kind bis hin zum Herrn über die Tierwelt. Bekannt ist auch die kindgerechte Zeichentrick-Verfilmung des „Dschungelbuches“ durch Walt Disney.

Mowgli spielte auch beim Workshop 1 der Tagung „Gesundheitsförderung trifft Jugendarbeit“ eine Rolle, die vom Fonds Gesundes Österreich am 19. September 2008 in Salzburg veranstaltet wurde. „Das Dschungelbuch kann als leicht verständliches Bild für die Herausforderungen und die Rollenverteilung in der Arbeit mit Jugendlichen dienen“, meinte Gerald Koller, der den Arbeitskreis gemeinsam mit Jutta Petz leitete. – Koller ist Pädagoge und Geschäftsführer des Büro VITAL in Steyr, das sich unter anderem mit der Entwicklung von innovativen Bildungsinhalten beschäftigt. Jutta Petz ist Leiterin des Landesjugendreferates Steiermark.

Balu der Bär als Jugendarbeiter

Das Thema des Arbeitskreises lautete deshalb: „Wer Mowgli durch den Dschungel führt: Jugendarbeit und Gesundheitsförderung als Partner bei der integrierenden Begleitung von Kindern und Jugendlichen“. Damit Mowgli die Gefahren des Lebens im Dschungel überstehen und lernen könne, mit dessen Verlockungen umzugehen, seien ihm vom Autor Mentor/innen zur Seite gestellt worden, meinte Koller lächelnd.

Die Pantherin Baghira, die zahlreiche Ermahnungen und Verbote ausspreche und manchmal überängstlich sei, könne mit der Funktion von Institutionen wie der

Schule oder der Präventionsmedizin verglichen werden. Der Bär Balu sei hingegen eher spontan und lässig. Das entspreche der Rolle der offenen Jugendarbeit. – Am wichtigsten seien im Dschungelbuch wie in der Realität jedoch die Gleichaltrigen. Diese „Peer Group“ sei in den Erzählungen beispielsweise durch den kleinen Elefanten repräsentiert, der mit Mowgli durch den Dschungel stapfe.

Umfassende „Gesundheit“ als gemeinsames Ziel

Die Erzählungen von Mowgli können also als einprägsame Darstellung jener allgemeinen Aufgabe dienen, die Jugendarbeit und Gesundheitsförderung gemeinsam ist: nämlich die Entwicklung von Teenager/innen in positivem Sinne zu begleiten. Zahlreiche weitere Anknüpfungspunkte ergäben sich aus jenem Begriff von Gesundheit, welcher der Gesundheitsförderung zugrunde liege, ergänzte der Workshopleiter. – Diese umfassende Definition von „Gesundheit“ beinhaltet bekanntlich körperliche, seelische und soziale Aspekte. Alle drei Bereiche, speziell der letzt genannte, können auch als zentrale Handlungsfelder der Jugendarbeit verstanden werden.

Koller erläuterte in diesem Zusammenhang das „Dreiecksmodell“ von „Gesundheit“, das von dem österreichischen Medizinsoziologen Univ.-Prof. Dr. Jürgen Pelikan und Kolleg/innen entwickelt wurde. Dieses gehe davon aus, dass sich die körperlichen, seelischen und sozialen Aspekte der Gesundheit gegenseitig bedingen. „So ist beispielsweise durch wissenschaftliche Studien belegt, dass Menschen, die sozial desintegriert sind, im Durchschnitt auch wesentlich schlechtere Werte haben, was ihre körperliche Gesundheit betrifft“, betonte der Referent.

Bedingungen umfassender Gesundheit

Das erwähnte „Dreiecksmodell“ zeige jedoch auch, welche Rahmenbedingungen in den drei genannten Bereichen gesundheitsförderlich seien. Für die soziale Gesundheit seien dies Ressourcen wie Zugang zu Bildung, Wohnung und Arbeit. Weiters sei auch ein tragfähiges soziales Netz von eng vertrauten Bezugspersonen wesentlich. Für das körperliche Wohlbefinden seien Lebensstilfaktoren wie Bewegung und Ernährung von Bedeutung sowie ein möglichst intaktes ökologisches Umfeld. Für die seelische Gesundheit hätten sich laut aktuellen Erkenntnissen europäischer Forscher vor allem auch kulturelle Ressourcen als bedeutsam erwiesen, sagte Koller: „Damit ist in diesem Zusammenhang die individuelle Lebenskultur gemeint, zum Beispiel wie ein Mensch mit Erfahrungen des Scheiterns umgeht. Wesentlichen Einfluss auf die Gesundheit hat aber auch die gesellschaftliche Kultur, also das politische Umfeld, in dem wir leben.“

Modell der „Integrierenden Bildung“

Im Zentrum des Workshops stand das von Koller entwickelte Modell der „Integrierenden Bildung©“. Dieses Konzept wird auch in einer vom Landesjugendreferat Steiermark beauftragten 20-seitigen Broschüre näher beschrieben. Der Folder mit dem Titel „Vielfalt ermöglichen – Seelische Gesundheit: ein grundlegendes Anliegen der Jugendarbeit“ kann via Internet im PDF-Format herunter geladen werden. Ein entsprechender Button findet sich auf der Website www.jugendreferat.steiermark.at.

Das Konzept der „Integrierenden Bildung©“ geht von einer „Spirale“ als Grundmodell für die menschliche Entwicklung aus. Denn eine Bewegung entlang einer Spirale könne gleichzeitig rückwärts – oder vorwärts – verlaufen und höher streben, erklärte der Referent. Diese Vorstellung ermögliche es, Fortschritt und ebenso auch Rückschritt als Grundlage von Entwicklung zu verstehen. In beiden Bewegungen könne Lernen geschehen, sich Bewusstsein entfalten und Gesundheit entstehen. So werde auch jenes Entwicklungspotenzial berücksichtigt, das aus Lebenskrisen erwachse oder wenn wir an Anforderungen scheiterten. „Wirkliche Veränderung gibt es nur im Scheitern“, betonte Koller.

Keine lineare Sicht von Entwicklung

Das Spiralmodell sei von einer linearen Sicht von Ent-

wicklung abzugrenzen, die noch im Denken der Zeit der beginnenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert verhaftet sei, sagte der Referent: „Diese Betrachtungsweise beherrscht allerdings seit etwa 150 Jahren die westliche Welt: sie geht davon aus, dass jede Ursache Wirkung hätte – und wenn wir nur den richtigen Knopf drückten, dann würde sich die erwünschte Wirkung einstellen.“ Dies stimme jedoch nur für Maschinen, die geschlossene Systeme seien. Menschen und deren Beziehungen seien hingegen offene Systeme, in denen nicht das Gesetz von Ursache und Wirkung herrsche, sondern viele Dynamiken wirksam seien, wie etwa Wünsche, Erinnerungen, Erfahrungen und Gewohnheiten. Im Bereich der Gesundheitsförderung für Jugendliche könne eine Sichtweise, die nur vom Ursache-Wirkungs-Prinzip ausgehe, beispielsweise zu der falschen Vorstellung führen, dass bereits mit einer einzelnen Maßnahme das Gesundheitsverhalten von Jugendlichen in Bereichen wie Rauchen oder Alkoholkonsum nachhaltig verändert werden könne.

Inhalte der Entwicklungsspirale

Inhaltlich können im Modell der „Integrierenden Bildung©“, das von den Teilnehmer/innen des Workshops 1 in der Folge intensiv diskutiert wurde, sieben Ebenen unterschieden werden. Auf der Ebene des **Körpers** geht es vor allem darum, auf die eigenen körperlichen Rhythmen achten zu lernen und Vertrauen in diese zu erwerben. „Hier können Sport und gesunde Bewegung Themen sein, aber ebenso die richtige Balance zwischen An- und Entspannung, zwischen Genießen und Verzicht“, erklärte Koller. Auf Ebene der **Gefühle** steht im Zentrum, diese wahrnehmen und zulassen zu können und einen adäquaten Ausdruck für Emotionen zu finden.

„**Beziehungen** sind bei Jugendlichen generell ein Dauerthema“, sagte der Workshopleiter. Auf dieser Ebene kann es als Aufgabe von Jugendarbeit und Gesundheitsförderung betrachtet werden, Sozialkompetenz, Konfliktfähigkeit sowie den Umgang mit Grenzen zu vermitteln. „Beziehung lernen ist gesundheitsfördernd“, so Koller.

Sieben Entwicklungsebenen

Auch das Gefühl, in einer **Gemeinschaft** aufgehoben zu sein und in dieser Rückhalt zu finden, kann dem gesamten Wohlbefinden zuträglich sein. Dies ist Thema

der vierten Ebene. Auf Ebene der **Fähigkeiten** kann es unter anderem darum gehen, den Umgang mit Erfolg und Scheitern zu erlernen, Schwächen als Chance zur Weiterentwicklung zu begreifen oder Risikokompetenz zu erwerben.

Inhalt der sechsten Ebene ist **Schöpferisches**. In der praktischen Arbeit kann dies bedeuten, Kreativität zu ermöglichen, zu fördern, zu begleiten und zu reflektieren.

Die siebte Ebene beschäftigt sich schließlich mit **Sinn**, mit der Entwicklung von Lebenskonzepten. „Sinn zu finden, heißt zu wissen, wozu ich auf der Welt bin“, sagte der Referent. In diesem Zusammenhang erläuterte er ein grundlegendes Konzept der Gesundheitsförderung, jenes der Salutogenese des israelischen Medizinsoziologen Aaron Antonovsky. In diesem Denkmodell ist der Kohärenzsinn der wichtigste Faktor, der Menschen gesund erhält und vor krank machenden Einflüssen schützt.

Kohärenzsinn als Basis

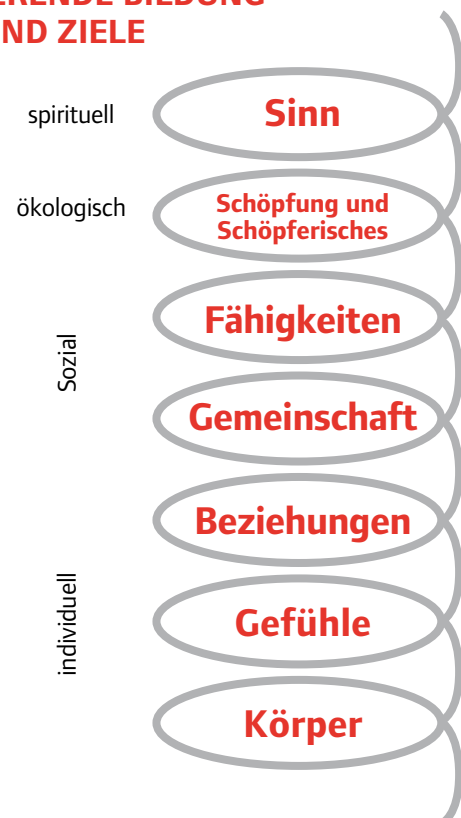
Der Kohärenzsinn umfasst die Fähigkeit, die eigene Lebenssituation zu verstehen, sie zu gestalten und in ihr Sinn zu finden. Gerade auch Jugendliche aus belasteten Verhältnissen, die Migration und sozialen Ausschluss erlebt hätten, benötigten diesen Kohärenzsinn, sagte Koller. Es könne immer wieder festgestellt werden, wie solche jungen Menschen Fähigkeiten entwickelten und Netzwerke bildeten, die ihr seelisches Überleben sicherten. Wer dies nicht könne oder sich aus Peer Groups ausgeschlossen fühle, habe wenig Chancen, salutogene Kraftquellen für die seelische Gesundheit zu erschließen. „Bildung um zu verstehen, Partizipation, um gestalten zu können und Anregungen zur Sinnfindung sind also Grundlagen für die Entwicklung des Kohärenzsinn und sowohl für die Jugendarbeit als auch für die Gesundheitsförderung wichtige Aufgaben“, sagte der Referent zusammenfassend.

Ein Praxisbeispiel

Im Workshop 1 wurde auch ein praktisches Beispiel für das Modell der „Integrierenden Bildung®“ angeführt. Dieses könne beispielsweise durch die gemeinsame Gestaltung eines festlichen Abendessens mit einer Gruppe Jugendlicher umgesetzt werden, sagte Gerald Koller, der Leiter dieses Arbeitskreises. Denn dabei sei unter anderem Folgendes beinhaltet:

- Genießen lernen auf körperlicher Ebene
- Wohlbefinden auf seelischer Ebene
- Erwerb von sozialen Kompetenzen wie Kochen und Gestalten auf Beziehungsebene und Ebene der Fähigkeiten
- das Feiern eines Festes auf Ebene der Gemeinschaft
- kritische Distanz zu Fast-food und Verwendung regionaler Produkte auf Ebene des Schöpferischen
- sowie Bewusstwerden auf der Sinnebene.

INTEGRIERENDE BILDUNG® WERTE UND ZIELE



Workshop 2:

Gesunde Jugendliche – selbst und sozialkompetent: Das Resonanz-Modell

Mit Hilfe des Resonanz-Modells® sollen Jugendliche in vergleichsweise kurzer Zeit Selbstbewusstsein, Selbstvertrauen und soziale Kompetenz erlernen. Gundl Kutschera, die diese Technik entwickelt hat, referierte im Workshop 2 über deren Grundlagen und Ziele.

„Gesundheitsförderung und Jugendarbeit haben viele Gemeinsamkeiten“, sagte auch Gundl Kutschera, die Referentin im Workshop 2, bei der Tagung des Fonds Gesundes Österreich in Salzburg. Diese Übereinstimmungen zeigten sich unter anderem in dem gemeinsamen Ziel, Jugendliche in ihren Werten und Welten zu Gesundheitsbewusstsein, gesundheitsförderlicher Lebensweise und auch Gesundheit zu führen, ergänzte die Soziologin, Gesundheitspsychologin und Psychotherapeutin aus Wien: „Dabei spielen Selbstvertrauen und Sozialverhalten eine entscheidende Rolle.“

An den Schulen würden diese Fähigkeiten im Gegensatz zur Sachkompetenz jedoch nicht ausgebildet. Der zentrale Inhalt des Resonanz-Modells® sei deshalb, das Selbstvertrauen zu stärken und die Sozialkompetenz zu erhöhen. Gundl Kutschera stellte den Teilnehmer/innen des Arbeitskreises die Grundlagen dieser von ihr entwickelten Technik vor. Der Vortragenden zufolge sind in ihrem Modell „die wirksamsten Werkzeuge aus NLP, Superlearning, Hypnose, Logotherapie, Mentaltraining und systemischen Methoden sowie Erlebnispädagogik integriert“. – NLP oder auch die „Neurolinguistische Programmierung“ ist bekanntlich ein Anfang der 1970-er Jahre in den USA entwickeltes psychologisches Verfahren. Laut der Online-Enzyklopädie „Wikipedia“ kann es seinerseits als eine „Sammlung unterschiedlicher psychologischer Modelle“ verstanden werden, „die zu einer effizienteren zwischenmenschlichen Kommunikation und Einflussnahme führen sollen“.

Im Einklang mit sich und seinem Umfeld

Doch worauf zielt das Resonanz-Modell® selbst ab? – „Resonanz ist ein Begriff aus der Physik, der beschreibt, wie örtlich getrennte Gegenstände gemeinsam schwingen können“, erklärte Kutschera. „Genauso arbeitet auch das Resonanz-Modell®. Wir gehen davon aus, dass jeder eine natürliche Resonanz hat und dass in deren vorhanden Sein auch Gesundheit besteht und entsteht“.

Der Zugang zu dieser Fähigkeit könne jedoch verschüttet sein und zwar auch schon bei Kindern und Kleinkindern,

so die Referentin: „Wir schulen deshalb, wie man das eigene Potenzial freilegen, kreativ nutzbar machen und mit sich und seinem Umfeld in Einklang leben kann“. Letztlich könne man dadurch „innerlich ausgeglichen, erfolgreich und gesund sein“.

Den Bedarf für derartige Schulungen zeigten unter anderem die Ergebnisse einer Studie des Österreichischen Institutes für Jugendforschung, sagte Kutschera. Bei der erwähnten Erhebung wurden im Jahr 2005 rund 1.300 Jugendliche und junge Erwachsene im Alter zwischen 15 und 20 Jahren befragt. Rund 80 Prozent stimmten der Aussage zu: „Es beunruhigt mich, dass die Zukunft so unsicher ist“. Rund 40 Prozent sagten: „Ich sehe für mich schlechte Chancen am Arbeitsmarkt“ und rund 30 Prozent bekundeten: „Ich sehe für mich keine Perspektiven“.

Selbstvertrauen schulen

Das Modell der bereits seit 1974 in der Arbeit mit Schulen, Eltern, Kindern, Jugendlichen und Lehrer/innen tätigen Psychologin und Psychotherapeutin wird aktuell von einem „internationalen Netzwerk“ umgesetzt. Es besteht „aus einem Ausbildungsteam von 14 Lehrtrainer/innen und rund 80 Regionalpartner/innen“ in „Europa, Russland und Südamerika“ heißt es dazu auf www.kutscheracommunication.com, der Website der Wiener Resonanz-Kommunikationstraining GmbH. Schwerpunkt-Projekte werden in folgenden Bereichen durchgeführt: Eltern & Paare, Gesundheit, Unternehmen, Regionalentwicklung und nicht zuletzt auch Kinder/Jugendliche und Schulen.

An den Schulen gehe es darum, Eltern, Lehrer/innen und vor allem den Kindern ein Lernprogramm zur Verfügung zu stellen, das einerseits Blockaden löse und andererseits „Neues Lernen“ ermögliche, erläuterte Gundl Kutschera: „Unsere Hypothese lautet, dass Kinder in allem erfolgreicher, begeisterter und motivierter sein werden, wenn sie neben den akademischen Fächern auch Selbstbewusstsein und Sozialverhalten lernen.“

Pilotprojekt mit Evaluation

Im Schuljahr 2002/2003 wurde an der Europahauptschule Mödling ein Pilotprojekt für den Unterricht von Selbst- und Sozialkompetenz umgesetzt – und anschließend an mehr als 100 Schulklassen und Kindergärten wiederholt. An dem Erstversuch nahmen sechs Klassen mit insgesamt 172 Kindern im Alter von zehn bis 14 Jahren teil. Es wurde ein Gruppentraining mit jeweils zehn zweistündigen Einheiten durchgeführt sowie jeweils zwei bis drei Einzelcoachings pro Kind oder Jugendlichen. Zu Beginn und am Ende erfolgte eine Fragebogen-Erhebung.

Laut der Evaluation des Pilotprojektes, das von Univ.-Prof. Dr. Klaus Zapotoczky von der Johannes Kepler Universität Linz unterstützt wurde, seien unter anderem in folgenden Bereichen markante Verbesserungen erzielt worden, so die Vortragende: 91 Prozent statt zuvor nur 20 Prozent der Kinder hätten gesagt, dass sie „zufrieden“ mit der Schule seien. Nur mehr neun Prozent statt zuvor 74 Prozent hätten angegeben: „Ich habe Ängste“. 60 Prozent statt zuvor 46 Prozent hätten bekundet: „Ich freue mich auf das Erwachsenwerden“.

Resonanz® in Oberösterreich

„Aktuell sind wir dabei, ein Pilotprojekt für die Vermittlung unseres Modells an den Schulen in Oberösterreich umzusetzen“, berichtete Gundl Kutschera beim Workshop 2. Diese Initiative sei so konzipiert, dass sie während einer Schulprojektwoche durchgeführt werden könne. Vorerst solle von jedem Schultyp eine Klasse daran teilnehmen.

Neben den Schüler/innen sollten auch die Lehrer/innen miteinbezogen und in der psychologischen Technik geschult werden. Die Eltern sollten nach Möglichkeit ebenfalls an der Initiative partizipieren, die für alle Altersstufen vom Kindergarten bis zur Matura geplant sei. Nach dem Erstversuch mit wissenschaftlicher Auswertung sollten dann sämtliche Ausbildungseinrichtungen im Land ob der Enns an dem Projekt teilhaben. „Die anderen Bundesländer kommen schon zu uns und wollen etwas Ähnliches haben“, freute sich die Referentin.

Ein Selbstversuch

Bei einem Übungsbeispiel konnten die Teilnehmer/innen am Ende des Workshops unter der kundigen An-

leitung der Referentin erste konkrete Erfahrungen mit der Methode machen. Vereinfacht dargestellt ging es bei diesem Experiment zur Selbsterfahrung darum, sich zunächst ein Verhalten zu vergegenwärtigen, mit dem man sich oder andere schädigt, das man aber, scheinbar einem inneren Zwang folgend, dennoch immer wieder ausführt. Der Schmerz, den dieses Verhalten auslöst, sollte in der Folge in der Vorstellung in das eigene Spiegelbild projiziert werden. – Durch die Visualisierung der eigenen „inneren Sonne“ sollte dieser Schmerz im Spiegelbild und im Selbst schließlich beseitigt oder gelindert werden.

Die Blüten von morgen

Mit ganz ähnlichen Techniken arbeitet die Referentin auch mit Kindern und Jugendlichen. Denn letztlich gehe es beim Resonanz-Modell® immer auch darum, die eigene innere Sonne, die jedem Menschen zu eigen, aber oft verdüstert oder verdunkelt sei, wieder erstrahlen zu lassen. „Psychologische Konzepte können Kindern problemlos vermittelt werden, wenn dafür leicht verständliche Bilder gefunden werden“, betonte Kutschera.

Geeignete Metaphern, um bei Kindern Selbstbewusstsein, Eigenverantwortung, Stabilität und gleichwertiges Miteinander zu stärken, seien beispielsweise die „Zauberinsel“, „die Zauberworte“ oder „der Baum mit seinen Wurzeln“. Das Bild von Letzterem sei etwa dienlich, um Stabilität zu lehren und Kindern zu helfen, sich zu erden und „nach Hause“ zu finden. Ganz ähnlich sei etwa die Vorstellung, dass man selbst oder jemand anderer eine „Krone“ trage, ein für Kinder und Jugendliche taugliches Sinnbild für gegenseitigen Respekt.

Auch für das, worum es in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen insgesamt geht, gab Kutschera den Workshopteilnehmer/innen ein Bild mit auf den Weg: „Unsere Kinder sind die Knospen von heute – und die Blüten von morgen. Damit sie sich entfalten können, sind intensive Pflege, Umsicht, Liebe und Vertrauen notwendig.“

Workshop 3:

Nachhaltige Jugendarbeit in der Gemeinde – von der ersten Idee bis zur bleibenden Veränderung

Lokale Projekte sind nur mit Engagement und Beteiligung in den Gemeinden möglich. Im Workshop 3 berichtete Eduard Zentner über eine erfolgreiche Jugendinitiative in Irdning im Ennstal. Claudia Posch von Styria vitals erklärte, wie auf regionaler Ebene Strukturen für nachhaltige Gesundheitsförderung geschaffen werden können.

In der 2.600-Seelen-Gemeinde Irdning verläuft das Leben meist beschaulich. Das gilt freilich nicht für die Wochenenden, an denen es nicht weniger als 1.000 bis 1.500 tanzfreudige Teenager in die Disco mitten im Ortszentrum zieht. Am Sonntagmorgen bietet der nahe Kirchenpark dann nicht jenen Anblick, den sich die Kirchgänger wünschen würden. Das Spektrum an liegen gelassenem Müll umfasst so ziemlich alles, was zuvor der Berausung dienlich war oder unerwünschte Liebesfolgen verhindern konnte.

„Weil sich immer mehr Bürger/innen beschwerten, haben wir versucht, in der Jugendarbeit neue Akzente zu setzen“, berichtete Eduard Zentner im Workshop 3. Der Arbeitskreis hatte den Titel „Nachhaltige Jugendarbeit in der Gemeinde – von der ersten Idee bis zur bleibenden Veränderung“. Er beschäftigte sich mit konkreten Projekten auf lokaler Ebene. Zentner, der 2002 in Irdning Gemeinderat für Kindergärten, Schulen und Sport war, hat damals eine Jugendinitiative konzipiert und engagiert umgesetzt.

In der Gemeinde mitarbeiten

Bei „youth@work – Irdninger Jugend aktiv und engagiert“ können Jugendliche zwischen zwölf und 18 Jahren in verschiedenen Einrichtungen der Marktgemeinde stundenweise mithelfen. Der Umfang soll nicht mehr als zwei Stunden pro Tag betragen. Eine Arbeitsstunde ergibt einen „Punkt“, was vom „Arbeitgeber“ in einer Art Sammelkarte bestätigt wird. – Wenn Teenager/innen also zum Beispiel auf dem örtlichen Bauhof bei der Mülltrennung geholfen haben, dann stempelt dessen Leiter dafür ihre Punktekarte ab.

Wer Punkte gesammelt hat, erhält dafür kleine Gegenleistungen. Damit diese auch attraktiv sind, wurde in Irdning eine Gruppe Jugendlicher gefragt, worin die Be-

nefits bestehen sollen. Für drei Punkte gibt es jetzt eine Kinokarte. Vier Punkte sind in verschiedenen Gastronomiebetrieben eine Pizza und ein alkoholfreies Getränk wert. Sechs Punkte können beim Reitverein gegen eine Lehrstunde am Pferderücken eingetauscht werden. Wer sehr fleißig war und 40 Punkte erworben hat, erhält für diese einen Surfgrundkurs.

Senior/innen Gesellschaft leisten

„Bei der Startveranstaltung von youth@work im September 2002 wurden wir angenehm überrascht. Zwei lokale Jugendbands traten für uns auf und das hat für einen sehr guten Besuch gesorgt“, erinnerte sich Zentner. Am nächsten Tag, einem Samstag, seien gleich zehn Jugendliche am Vormittag vor dem örtlichen Altenheim gestanden. Sie wollten eine der Arbeitsmöglichkeiten wahrnehmen, nämlich Senior/innen Gesellschaft zu leisten, mit ihnen Karten zu spielen oder gemeinsam Spaziergänge zu unternehmen. „Die Leiterin konnte natürlich nicht gleich alle zehn auf einmal beschäftigen. Sie hat dann aber gleich Termine mit ihnen vereinbart“, so der Projektinitiator.

Weitere mögliche Tätigkeitsbereiche für Teenager/innen in Irdning sind zum Beispiel Nachhilfe für Volks- und Hauptschüler, speziell auch für Kinder von Migrant/innen sowie Mithilfe im Kindergarten oder bei „Essen auf Rädern“ und Beteiligung bei den Reinigungsarbeiten im Kirchenpark. Derzeit sind 160 Jugendliche für das Projekt angemeldet. Seit dem Start der Initiative sind schon rund 3.600 Arbeitsstunden geleistet und rund 900 Gutscheine ausgegeben worden, darunter rund 400 für Kinokarten und rund 100 für Reitstunden.

Erfolgsfaktoren für das Projekt

Als wichtiger Erfolgsfaktor habe sich erwiesen, dass von Beginn an Teenager/innen in die Planung des Projektes

miteinbezogen worden seien, betonte Zentner. Weiters sei auch wesentlich gewesen, dass die Gemeinde einen Mitarbeiter mit der Verwaltung der Initiative beauftragt habe. Dieser kümmere sich zum Beispiel um das Ausdrucken der Gutscheine. Die Firmen in der Region hätten sich gerne beteiligt und die Versicherung der Gemeinde habe sich problemlos bereit erklärt, den Haftpflichtschutz auf die bei youth@work für die Gemeinde tätigen Jugendlichen auszuweiten. Die Kosten für den Ort beliefen sich auf rund zwei Euro pro geleistete Arbeitsstunde, wovon ein Teil durch Förderungen abgedeckt werde.

Weitere Informationen sind auf der von Ennstaler Jugendlichen – gegen Arbeitspunkte – gestalteten Webseite www.youth-at-work.com zu finden. Eines habe sich in Irndning allerdings nicht geändert, ergänzte Zentner: „Am Sonntag müssen nach wie vor um fünf Uhr früh die Straßenkehrer/innen der Gemeinde mit der Säuberung des Kirchenparks beginnen. Das Image der Jugend bei den anderen Bürger/innen hat sich durch youth@work aber wesentlich verbessert. Außerdem haben etliche Jugendliche, die bei unserem Projekt aktiv waren oder sind, eine noch intensivere Beziehung zu ihrer Heimatgemeinde gewonnen.“

Nachhaltige Strukturen

Wie regionale Strukturen die Entstehung solcher lokaler Projekte fördern und ihr Bestehen über einen längeren Zeitraum hinweg sichern können, war das Thema des Referates von Claudia Posch von Styria vitalis, der steirischen Einrichtung für Gesundheitsförderung. „Nachhaltigkeit ist in der Gesundheitsförderung für Jugendliche eine besondere Herausforderung. Denn meist haben wir es alle drei bis vier Jahre mit neuen Gruppen von Teenager/innen zu tun“, sagte die Vortragende. „Deshalb ist es notwendig, Plattformen und Netzwerke entstehen zu lassen, die bedarfsorientiert jeder Jugendgeneration Beteiligung ermöglichen.“

Für die Gemeinden des steirischen Bezirks Liezen soll das von Posch betreute Projekt „GEKO“ ein derartiges Netzwerk sein. Die Abkürzung steht für „Generationenübergreifende Kooperation“. Die Ziele von GEKO auf struktureller Ebene sind:

- eine regionale Plattform aufzubauen, die Beteiligungsprozesse für alle Altersgruppen ermöglicht

- einen regionalen Auftraggeber zu finden, um das langfristige Bestehen von GEKO zu gewährleisten und eine nachhaltige Verankerung zu sichern
- regionale Initiativen und Projekte finanziell zu unterstützen und zu coachen
- Strukturen in der Region durch Styria vitalis und die Landentwicklung Steiermark zu begleiten.

Die Großgruppe als Herzstück

Claudia Posch beschrieb die „Großgruppe“ als organisatorisches „Herzstück“ von GEKO. In diesem Gremium treffen sich Vertreter/innen aus allen an GEKO beteiligten Gemeinden. Das können ebenso Ärzt/innen und Sozialarbeiter/innen sein, wie etwa Menschen aus Vereinen und anderen Organisationen oder Geldgeber/innen. Projekte können an die Großgruppe „andocken“. Nicht zuletzt ist intendiert, dass aus der Großgruppe heraus weitere Beteiligungsinitiativen entstehen.

Die Struktur von GEKO umfasst einen regionalen Projektfonds. „Damit es möglich ist, dass flexibel und kurzfristig Geld an lokale Initiativen zur Gesundheitsförderung für Jugendliche vergeben wird“, erklärte Posch. Alle Projektinteressierten und Jugendlichen aus der Region können bei diesem Fonds um Finanzierungen ansuchen. Eine Jury entscheidet dann über die Qualität der Einreichungen.

Ein Projekt, das im Rahmen von GEKO bereits umgesetzt wurde, ist etwa die „Fresh di Up“-Bar des Liezener Vereins Avalon. Diese mobile Theke soll es Veranstaltern von Festen und Feierlichkeiten auf unkonventionelle Art ermöglichen, ihren Gästen schmackhafte alkoholfreie Drinks anzubieten. Die Bar kann im gesamten Bezirk eingesetzt werden, um genussvolle Alternativen zu Alkohol aufzuzeigen.

Partizipation erhöht die Lebensqualität

„Aus dem Modellprojekt des Fonds Gesundes Österreich für Jugendgesundheitsförderung am Lande wissen wir, was mit Initiativen erreicht werden kann, die Beteiligungsstrukturen schaffen“, sagte die Referentin. Wo Partizipation möglich ist, werden das Selbstvertrauen und die Selbstwirksamkeit gesteigert. Laut einer Kohortenstudie, die unter 539 Jugendlichen im Rah-

men Modellprojektes durchgeführt worden ist, hat sich auch deren Lebenszufriedenheit signifikant erhöht.

Eine wesentliche Erfahrung mit dem Modellprojekt sei auch gewesen, dass es vergleichsweise einfach gewesen sei, Interesse für Beteiligungsprozesse zu wecken, wenn es um Jugendliche gehe, betonte Claudia Posch: „Wenn wir den Gemeinden nahe legen, sie sollen doch Jemanden anstellen, der Erwachsenen mehr Partizipation ermöglicht, dann finden wir meist wenig Resonanz. Wenn wir aber empfehlen, ein Jugendzentrum zu eröffnen oder einen Jugendraum mit Begleitstruktur, dann haben viele Gemeindervertreter/innen dafür ein offenes Ohr. Das hat sich auch während des Projektes Jugendgesundheitsförderung am Lande gezeigt: Von 17 beteiligten Gemeinden haben acht einen Jugendraum eröffnet.“

Das Ergebnismodell

Ein wesentlicher Inhalt von Workshop 3 war auch das von Schweizer Gesundheitsförder/innen entwickelte „Ergebnismodell“. Dieses Instrument zur Qualitätsentwicklung ermöglicht es, in einer Gruppe oder individuell in strukturierter Form eine Kernaufgabe bei der Planung von Projekten der Gesundheitsförderung zu erledigen: nämlich bestimmte Maßnahmen bestimmten Gesundheitszielen zuzuordnen und dabei gleichzeitig die geplante Vorgangsweise zu überprüfen.

Das Konzept definiert vier Ebenen: die Maßnahmen, die Einflussfaktoren auf die Gesundheitsdeterminanten, die Gesundheitsdeterminanten sowie letztlich die „Gesundheit der Bevölkerung“. Unter www.quint-essenz.ch/de findet sich im Internet in übersichtlicher und umfassender Form alles Wissenswerte über dieses professionelle Modell für Projektplanung in den Bereichen Prävention und Gesundheitsförderung. Unter dieser Webadresse gibt es Anleitungen, Übungsblätter und Online-Tools für Projektmanagement.

Workshop 4:

Von Hiphoppnern, Emos, Technos, Punks und Krocha. Jugendliche Lebensstilgruppen und wie man sie erreicht und überzeugt.

Was bewegt Jugendliche im 21. Jahrhundert? Welchen Lebensstilgruppen fühlen sie sich zugehörig? Wie können sie erreicht und überzeugt werden? – Im Workshop 4 wurden diese Fragen beantwortet.

„Erwachsene sind oft anstrengend, aber manchmal auch offen für Neues“. – Das sagt ein 18-Jähriger in einem Kurzfilm über die Lebenswelten von Jugendlichen, der bei der Tagung in Salzburg vorgeführt wurde. Und eine 16-Jährige meint darin: „Ich glaube, ältere Erwachsene verstehen unsere Kultur nicht mehr so richtig“.

Trotzdem – oder gerade deswegen – fanden sich im Workshop 4 der Tagung „Jugendarbeit trifft Gesundheitsförderung“ rund 25, durchwegs erwachsene Teilnehmer/innen ein, um ihr Wissen über die Jugendszene zu erweitern oder aufzufrischen. Der Arbeitskreis wurde von Bernhard Heinzlmaier vom Wiener Institut für Jugendkulturforchung geleitet. Das Thema lautete: „Von Hiphoppnern, Emos, Technos, Punks und Krochan. Jugendliche Lebensstilgruppen und wie man sie erreicht und überzeugt.“

Gesellschaft im Wandel

Der Referent beschrieb zunächst die gesamtgesellschaftlichen Hintergründe, vor denen Jugendkultur entstehe. Dazu zähle die „permanente Veränderung“ von der das 21. Jahrhundert geprägt sei. Laut dem US-Soziologen Richard Sennett sei deshalb Flexibilität eine der wichtigsten Anforderungen an die Menschen. Als zentrales Merkmal der modernen Gesellschaft sei auch die zunehmende Individualisierung zu nennen, sagte Heinzlmaier: „Das Individuum ist zum zentralen Bezugspunkt für sich selbst und die Gesellschaft geworden. Statt traditioneller Gruppen steht immer mehr der Einzelne im Mittelpunkt.“ Dadurch sind einerseits überlieferte Sicherheiten verloren, andererseits neue Freiheiten gewonnen worden. Eine Vielfalt von Lebensformen ist an die Stelle von Uniformität und Einheitlichkeit getreten.

„Renaissance des Materialismus“

Die 80er-Jahre seien das „Jahrzehnt des Postmaterialismus“ gewesen, meinte der Referent. Darunter werde eine Haltung verstanden, bei der Werte wie Lebensqualität, Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung im Vordergrund stünden. Aktuell sei jedoch eine „Renaissance des Materialismus“ zu beobachten – speziell auch bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. „1980 waren 50 Prozent der Unter-30-Jährigen Post-Materialisten. 2002 hat dieser Anteil gerade noch 25 Prozent betragen“, sagte Bernhard Heinzlmaier. „Heute geht es vor allem wieder um Einkommen, Konsum, Karriere und Sicherheit“.

Was jungen Menschen wichtig ist

Die Erhebung „Timescout“ zeigt im Detail, was für Jugendliche und junge Erwachsene heute Bedeutung hat. Für diese Marktforschungsstudie des Unternehmens „tfactory“ werden in Deutschland seit 2001 zweimal pro Jahr rund 1.200 Trendsetter/innen und „Early Adopters“ befragt – also Menschen, die neue Trends vergleichsweise rasch aufgreifen. Das Altersspektrum reicht von elf bis 39 Jahren. In Österreich wird die Erhebung seit 2003 ebenfalls zweimal jährlich durchgeführt und zwar unter rund 1.000 Befragten. Im Vorjahr lautete eine der Fragen von „Timescout“ in Deutschland: „Wie wichtig sind Dir die folgenden Dinge in Deinem Leben?“. – Jene „Top 5“, die am häufigsten als „sehr wichtig“ genannt wurden, waren: Gute Freunde, eine gute Ausbildung, Treue des Partners, Gesundheit und ein sicherer Job.

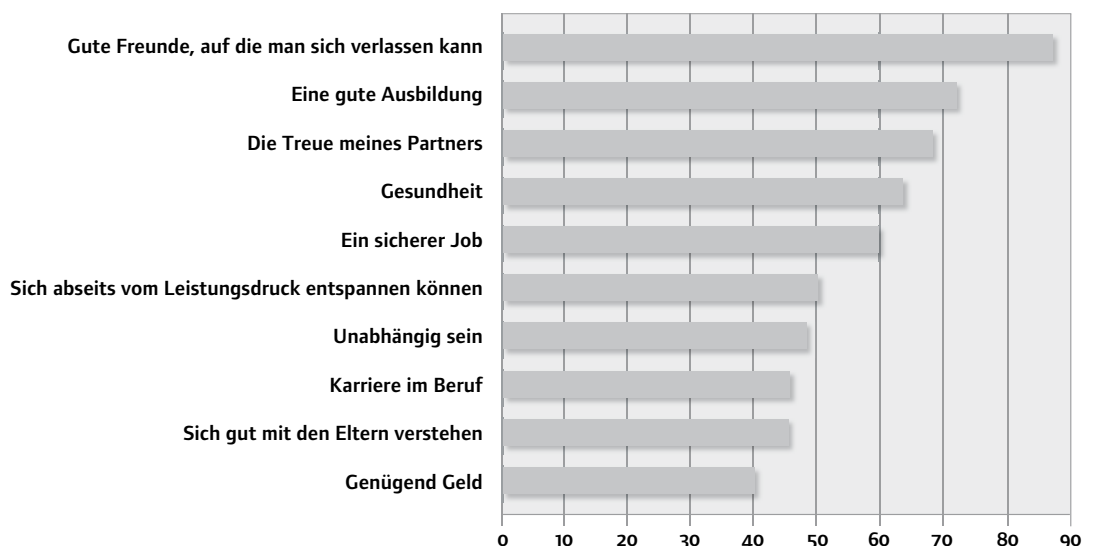
Auf Basis solcher Studiendaten zeichnete Bernhard

Heinzlmaier folgendes „Psychogramm der Jugend im Jahr 2008“: Diese sei pragmatisch, realistisch und anpassungsbereit. Arbeit werde als „Notwendigkeit des Lebens“ gesehen, Freizeit als „Sinnzentrum des Lebens“. Der Wunsch nach „Orientierung, Sicherheit und Stabilität“ sei allen gemeinsam.

Selbstinszenierung in Jugendszenen

Für viele Teenager/innen haben spezifische „Jugendszenen“ oder „Lebensstilgruppen“ zentrale Bedeutung – wobei ein „Lebensstil“ als „die wahrnehmbare Verwendung von Geldmitteln, die durch Wohnung, Kleidung, gesellschaftliche Aktivitäten und anderes mehr zum Ausdruck kommt“ definiert werden kann. – Früher habe ein wichtiges Motiv, sich einer bestimmten Szene anzuschließen, darin bestanden, dass die ältere Generation und speziell die Eltern provoziert werden sollten. Aktuell gehe es vor allem darum, Individualität auszudrücken, erklärte Heinzlmaier: „Teenager von heute wollen einfach nur ihr Ding machen. Sie inszenieren sich selbst als Emos, Hipopper, Punks, Skateboarder oder Fußballfans“. Im Rahmen von „Timescout“ wurde auch untersucht, welche Lebensstilgruppen aktuell bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen besonders im Trend liegen. Die österreichische Jugend wurde deshalb 2008 gefragt: „Welchen der folgenden Szenen fühlst Du Dich zugehörig?“. – Jene drei Lebensstilgruppen, die am häufigsten genannt wurden, waren Fußball, die Computerszene und Ökos/Alternative. Auf den Plätzen vier bis zehn landeten: Snowboard, Metal/Rocker, Fitness,

WICHTIG IM LEBEN – DIE TOP TEN



Quelle: TIMESSCOUT, 12. Welle 2007

HipHop, House, Techno und Beachvolleyball.

Ökologie und Fußball

Die „persönlich wichtigste Jugendszene“ für Jugendliche und junge Erwachsene in Österreich ist 2008 jedoch die Öko- und Alternativkultur – vor Fußball und der Computerszene. Deutliche Unterschiede ergeben sich, wenn bei dieser Frage nach Geschlechtern differenziert wird: Sehr viele Mädchen und junge Frauen sagen, dass die Ökoszene für sie persönlich am wichtigsten ist – und verhältnismäßig wenige Burschen und junge Männer. Bei diesen stehen Fußball und Computer in der persönlichen Rangliste ganz oben.

Emos sind „angesagt“

„Timescout“ befasste sich auch damit, welche Jugendszenen nach Meinung von 11- bis 39-Jährigen aus Österreich in den Medien „angesagt“ sind. Fußball erreicht hier neuerlich den ersten Platz. Bereits an zweiter Stelle sind jedoch die „Emos“ zu finden, während Ökos/Alternative nur Platz zehn erreichen. – Nähere Informationen über „Emos“ finden sich übrigens unter anderem auf www.max.de, bei der deutschen Zeitschrift „Max – Das Magazin für Popkultur und Style“.

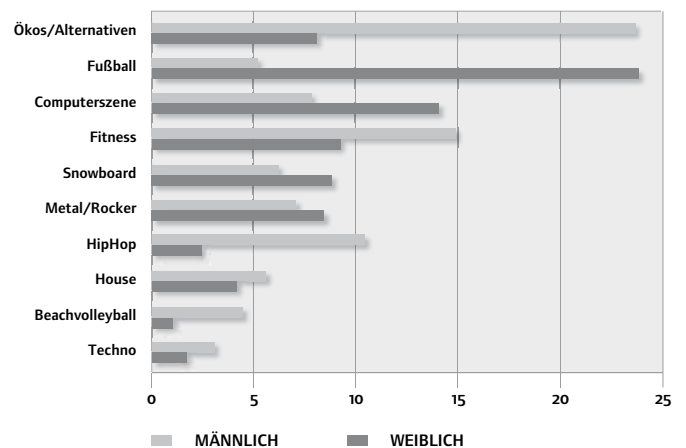
Dort heißt es: „Sie sehen aus wie eine Mischung aus Punker und Mickey-Mouse. Emos tragen dunkle, enge Jeans, Chuck-Taylor-Schuhe, das T-Shirt kariert, gepunktet, gestreift oder mit kleinen Sternchen versehen. Sie haben oft pechschwarze Haare... tragen dicken Kajal an den Augen und Unterlippenpiercings. Emos sind weltweit auf dem Vormarsch... und geben sich bewusst sensibel, melancholisch und introvertiert.“

Mediennutzung Jugendlicher

Ein wesentliches Thema des Workshops 4 war, mit welchen Formen von Kommunikation Jugendliche am besten erreicht werden können (siehe auch Kasten: „Die Dos und Don'ts der Kommunikation mit Jugendlichen“). „Jugendkommunikation ist bildzentriert. Es wird weniger argumentiert und anstelle dessen mehr dargestellt und inszeniert“, betonte Heinzlmaier: „Das heißt, man muss es schaffen, Inhalte über Bilder und Symbole zu transportieren.“

Auch im Bezug auf die mediale Vermittlung seien wesentliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu beobachten, ergänzte der Vortragende. Mädchen und

DIE PERSÖNLICH WICHTIGSTE SZENE NACH GESCHLECHTERN



Quelle: TIMESCOUT, 10. Welle 2008

junge Frauen stünden zur Schreib- und Lesekultur weniger in Distanz als Burschen und junge Männer. Ein zweiter wesentlicher Aspekt im Bereich der Kommunikation sei, dass das Internet das Leitmedium der Jugendkultur sei. „Junge Menschen sind Internetprofis. Jeder Webauftritt, der junge Menschen erreichen soll, muss deshalb in hohem Maße zeitgemäß und attraktiv sein und den jungen User/innen einen Nutzen verschaffen“, sagte der Referent.

Der Nutzen von „Gesundheit“

Der Aspekt des Nutzens steht nicht zuletzt auch beim Verständnis, das Jugendliche von „Gesundheit“ haben im Vordergrund. „Der Zugang von Teenager/innen zu Gesundheitsfragen ist grundlegend anders als jener von Erwachsenen“, sagte Bernhard Heinzlmaier. Deshalb sei es empfehlenswert, vor dem Start eines Projektes für Gesundheitsförderung die Teenager/innen selbst zu fragen, was sie unter „Gesundheit“ oder „gesund zu leben“ verstünden und wie sie sich eine Initiative in diesem Bereich vorstellen könnten.

Erste Antworten lassen sich dem eingangs zitierten Kurzfilm entnehmen, in dem Vorarlberger Jugendlichen unter anderem ebendiese Frage gestellt wurde. Eine junge Dame sagte da zum Beispiel: „Gesundheit heißt, ohne Probleme durchs Leben gehen zu können“. Ein junger Mann meinte: „Gesundheit bedeutet, nicht eingeschränkt zu sein und überall mitmachen zu können“. Und eine 17-Jährige wusste: „Man ist immer so gesund, wie man sich selbst sieht“.

„Dos“ der Kommunikation mit Jugendlichen

Konzeption von Projekten

- Jugendliche wissen am besten selber, was sie wollen. Deshalb die Zielgruppe – oder auch „Dialoggruppe“ – schon ganz am Beginn von Projekten in den Entwicklungsprozess mit einbeziehen.

Vorbilder und Testimonials

- Als Vorbilder und Testimonials kommen wirkliche Menschen aus dem Alltag oft besser an als Models
- Testimonials dürfen nicht zu angepasst sein
- Frauen suchen sich als Vorbilder verstärkt Frauen, die das traditionelle Rollenbild herausfordern. Zum Beispiel die US-Pop-Rock-Sängerin Pink oder Judith Hofbauer von der deutschen Band „Wir sind Helden“
- Jugendkulturen sind „bildzentriert“. Dies sollte vor allem bei der Gestaltung des Media-Mix berücksichtigt werden.

Gruppen und Szenen

- In den Jugendkulturen ist „Freestyle“ angesagt, also informelle Gruppen und flexible Regelgestaltung. Je mehr Freestyle in der Kommunikation, desto höher die Akzeptanz
- Die Verwendung des richtigen Szenecodes entscheidet über den Erfolg von Kommunikation
- Atypisches Agieren und partizipative Strukturen helfen Vorurteile abzubauen
- Gefühle, Inszenierungen, Symbole und das Performative spielen eine zentrale Rolle. Nicht nur argumentieren, sondern auch zeigen und vorführen. Und vor allem auch Gefühlswelten erfassen und analysieren.

Kommunikation und Werbung

- Jugendliche sind Medienprofis. Sie akzeptieren nur den höchsten technischen und konzeptionellen Standard. Wichtig ist es auch, die neuen Gewichtungen im Media-Mix zu beachten
- Die Kommunikation in und mit „Online Social Networks“ bringt die höchste Glaubwürdigkeit, vor allem im Vergleich zu traditionellen Medien und Kommunikationskanälen
- Eventsponsoring wird von der Zielgruppe wahrgenommen. Es wird besonders positiv bewertet, wenn man im Rahmen des Events einen wirkungsvollen und szeneadäquaten Auftritt hinkriegt. Durch Eventsponsoring gelingt es, affektive Bindungen aufzubauen

- Das Internet ist das Leitmedium der Jugendkultur. Ohne zeitgemäßen, attraktiven Internetauftritt, der einen hohen persönlichen Nutzen garantiert, ist moderne Jugendkommunikation nicht möglich. Insbesondere ist darauf zu achten, dass das Angebot diskursorientiert ist, Möglichkeiten zur Interaktion beinhaltet und Responsivität hervorhebt
- Internet verändert das Outdoor-Verhalten der Menschen generell. Zwischenmenschliche Beziehungen werden verstärkt über das Netz angebahnt. Die Zeit, die in Clubs und Kneipen verbracht wird, wird reduziert.

„Don'ts“ der Jugendkommunikation

Kommunikationsstil

- Kein pseudojugendlicher Kommunikationsstil – zum Beispiel durch inflationären Gebrauch von „geil“, „cool“ und „mega“
- Nicht zu aufdringlich kommunizieren. Den Jugendlichen die Möglichkeit geben, Nähe und Distanz zu Botschaft und Absender selbst bestimmen zu können
- Nicht nur Massenmedien wie TV oder Magazine für die Kommunikation verwenden. Es gibt auch eine Kommunikationswelt „below the line“ und die ist gerade bei Jugendlichen besonders wirksam und glaubwürdig
- Jugendkulturen sind schnell. Nicht die Symbole und Stilelemente vom vergangenen Jahr verwenden
- Kein erhobener Zeigefinger
- Kindliche Ansprache geht schon bei der Mehrheit der 10-Jährigen in die Hose.

Kommunikationsformen

- Popups im Internet und Werbung per SMS sind die unbeliebtesten Werbeformen
- Auftritte bei Events nur dann, wenn man im Zentrum steht. Die Zielgruppe muss das Gefühl haben, dass „ohne die Marke XXXXX, das Event nicht stattgefunden hätte“
- Hands off von der Platzierung in den Logofriedhöfen auf Veranstaltungsfoldern
- Bei der Auswahl von Musik sollte man sich keine Fehler leisten, denn Jugendliche sind Profis auf diesem Gebiet.

Quelle: Nach einer Powerpointpräsentation von Mag. Bernhard Heinzlmaier, Institut für Jugendkultur, Wien

Workshop 5:

Die wahren Aufklärer – Group- und Leader-Modelle in der Arbeit mit Jugendlichen. Peereducation eine besondere Herausforderung in der offenen Jugendarbeit und im Setting Schule

Die „Peer Group“, also die Gruppe der Gleichaltrigen, hat den größten Einfluss im Leben von Teenager/innen. Im Workshop 5 wurde diskutiert, wie durch „Peer Education“ Gesundheitsförderung erfolgen kann – in der Freizeit ebenso wie in der Schule.

Eine Gruppe Wintersportler/innen steht am Rande eines Steilhangs abseits der Piste. In den vergangenen Tagen hat es reichlich geschneit. Heute strahlt die Sonne vom Himmel. Alle freuen sich schon darauf, gleich frische Spuren in den frischen Schnee zu zaubern. – Plötzlich warnt einer aus der Runde davor, dass es vielleicht riskant sein könnte, diesen Hang zu befahren. Der Schnee sei labil geschichtet, die Lawinengefahr groß. Die meisten anderen schätzen das nicht so ein. Da meldet sich noch jemand aus der Gruppe zu Wort...

Wohl jeder Skitourengeher, Variantenfahrer oder Snowboard-Freerider kennt diese Situation. Viele haben dabei wohl schon einmal nicht die richtige, möglichst risikofreie Entscheidung getroffen. Bei Jugendlichen ist die Gefahr, dass abseits der Pisten zuviel riskiert wird, besonders groß.

Ein Kurskonzept für Freerider/innen

Um dieses Risiko zu verringern, wurde ein spezielles Ausbildungskonzept entwickelt. Der diplomierte Sozialpädagoge Jürgen Einwanger referierte im Workshop 5 darüber. Der Arbeitskreis stand unter dem Titel: „Die wahren Aufklärer – Group- und Leader-Modelle in der Arbeit mit Jugendlichen“ und beschäftigte sich speziell auch mit „Peer Education“.

„Die Gruppe der Freerider/innen, also der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die auf dem Snowboard oder auch auf Skiern abseits der markierten und kontrollierten Skipisten unterwegs sind, wird immer größer“, sagte der Referent. Bis vor einigen Jahren sei diese Jugendszene „völlig abstinent“ gewesen, wenn es darum gegangen sei, sich zu Themen wie Sicherheit oder Lawinenkunde ausbilden zu lassen. Deshalb sei vor rund zehn Jahren vom Österreichischen Alpenverein ein spezielles Kurskonzept entwickelt worden. Es heißt „risk’n’fun“ und verwendet für die Werbung

und die Website www.risk-fun.com die Bilder und Symbole der Freerider/innen. Außerdem zählen zum Trainer/innenteam Szenegrößen wie etwa Snowboardprofi und Weltmeisterin Gitti Köck. Auch dies dürfte dazu beigetragen haben, dass die Kurse sehr gut angenommen werden. „Inzwischen gilt es bei vielen Freerider/innen als cool, an unseren Kursen teilzunehmen und zum Chill-Out danach eingeladen zu werden“, freute sich Einwanger.

Lawinenkunde und Rollenspiele

Zentraler Inhalt der Schulung ist, dass Freerider/innen die Risiken abseits der Pisten wahrnehmen und beurteilen können sollen. Auf dieser Basis sollen sie dann die für sie persönlich richtige Entscheidung treffen können. Dafür werden allen Snowboarder/innen und Skifahrer/innen ab 16 Jahren drei jeweils fünftägige Kurse angeboten, die aufeinander aufbauen. Mit dem „Level 01/Trainingssession“ wird begonnen, es folgt das „Level 02/Next Level“. Wer auch dieses absolviert hat, ist reif für das „Level 03/Backcountry Pro“.

Bergführer/innen unterrichten in den Kursen die „Hard Skills“ wie Kartenkunde und Orientierung, den Umgang mit Notfallausrüstung oder das Beschaffen und Auswerten von Informationen über Wetter und Schneelage. Die „Soft Skills“ vermitteln eigens geschulte Trainer/innen, die zur Reflexion des eigenen Risikoverhaltens anregen sollen. Das umfasst beispielsweise, dass in Rollenspielen mögliche Verhaltensweisen in der eingangs beschriebenen Situation am Rande eines potenziellen Lawinenshangs erprobt werden.

Für ein risk’n’fun-Camp ist von den Teilnehmer/innen dank Förderungen etwa die Hälfte der tatsächlichen Kosten zu bezahlen. Für Freerider/innen unter 25 Jahren kostet solch ein Kurs beispielsweise diesen März in Leogang 275 Euro.

Keine „Pistenmessiasse“

Die risk'n'fun-Ausbildung soll die Idee der „Peer Education“ umsetzen. Dieses Modell basiert darauf, dass die „Peer Group“, also die Gruppe von Gleichaltrigen oder Gleichrangigen, auf Teenager/innen in aller Regel einen wesentlich größeren Einfluss hat als die Eltern oder Pädagog/innen. Bei den risk-n-fun-Kursen wird somit davon ausgegangen, dass die Teilnehmer/innen ihr Know-how über Sicherheitstechnik und Lawinenkunde nach dem Kursabschluss auch nach außen tragen – in ihre „Peer Groups“ in der „freien Szene“.

Auf der Website und ebenso bei der Ausbildung selbst werden die Jugendlichen über das Peer-Modell informiert. „Wir sagen unseren Teilnehmer/innen aber auch: ihr seid keine Pistenmessiasse. Wenn ihr wollt, könnt ihr die Informationen aus dem Kurs jedoch weitergeben“, erklärte Einwanger. – Es sei auch gar nicht unbedingt notwendig, dass das Wissen aus der Ausbildung aktiv vermittelt werde. Dieses zeige nämlich auch dann Wirkung, wenn sich andere Freerider/innen daran orientierten, wie sich ehemalige Kurs-Teilnehmer/innen im Gelände verhielten.

Peer-Projekte an Schulen

Das „Institut Suchtprävention, pro mente Oberösterreich“ setzt seine Peer-Projekte nicht im Rahmen einer offenen Jugendszene um, sondern an Schulen. Aus soziologischer Sicht können Ausbildungsstätten als „geschlossene Systeme“ betrachtet werden, die von einer bestimmten Kultur und einem bestimmten Führungsstil geprägt sind. „Das ist zu berücksichtigen, wenn die Auswirkungen unserer Schulprojekte betrachtet werden“, betonte der diplomierte Sozialarbeiter Dieter Geigle vom Institut Suchtprävention im Workshop 5.

Die oberösterreichische Einrichtung für Suchtvorbeugung beschäftigt sich schon seit zwölf Jahren mit Peer Education. Interessent/innen können das Institut mit Sitz in Linz kontaktieren und dessen Mitarbeiter/innen präsentieren das für Klassen der zehnten Schulstufe konzipierte Peer Projekt dann zunächst in der Lehrer/innenkonferenz (siehe auch Kasten: „Ablauf von Peer Education zur Suchtprävention“).

Schüler/innen wählen die Peers aus

Anschließend wird das Projekt in den Klassen, die sich beteiligen, vorgestellt und es werden zwei Peers pro

Klasse ausgewählt – und zwar von den Schüler/innen selbst. „Manchmal sagen Lehrer/innen danach, dass die so ausgesuchten Schüler/innen für diese Aufgabe nicht geeignet seien“, sagte Geigle. „Nach unserer Erfahrung kommen aber fast immer sozial sehr kompetente Schüler/innen in unsere Kurse, die ihre Sache dann gut machen.“

Die Peers erhalten vom Institut Suchtprävention eine Ausbildung zum Thema Sucht und Suchtvorbeugung, die zwei mal zwei Tage dauert. Die Schüler/innen werden von ihrer Schule dafür freigestellt, müssen aber den versäumten Stoff nachholen.

Legale und illegale Drogen

Zu den Inhalten der Peers-Ausbildung zählen die Themen: „Sucht und Suchtursachen“, „legale und illegale Drogen“, „Möglichkeiten der Suchtvorbeugung“, „Reflexion des eigenen Konsumverhaltens“, „Kennenlernen persönlicher Bedürfnisse“, „Kommunikationsfähigkeit“ sowie „Umgang mit Problemen und Konflikten“. Zum Programm zählt zum Beispiel auch ein „Genussabend“, bei dem gemeinsam ein Schokoladenfondue zubereitet wird.

Pro Jahr werden vom Institut für Suchtprävention rund 50 Peers aus 25 Klassen an etwa 15 Schulen ausgebildet. Die Ausbildungsstätten verpflichten sich, einen Anteil an den Kosten in Höhe von 100 Euro pro Peer zu übernehmen. Eine Lehrkraft pro teilnehmender Klasse übernimmt die Begleitung der Peers während des Projekts. Diese und weitere interessierte Lehrkräfte erhalten eine eintägige Einschulung durch das Institut Suchtprävention.

Glaubwürdigkeit durch Gleichaltrigkeit

Nachdem sie den Kurs besucht haben, sollen die Peers ihre Erfahrungen und ihr Wissen an ihre Klassenkolleg/innen und in der ganzen Schule weitergeben – sei es im Unterricht, bei Schulaktionen oder einfach beim Zusammensein. Weiters können die Peers auch gemeinsam mit Lehrkräften suchtpreventive Aktionen und Projekte planen: etwa Möglichkeiten zur Pausengestaltung oder das Einrichten von Kommunikations- und Rückzugsräumen. Die Aktivitäten an der Schule werden dann in regelmäßigen Gremiensitzungen geplant und besprochen.

Das Institut Suchtprävention begleitet und berät die Schule während der gesamten Dauer des Projekts.

Bei der Ausbildung zur Suchtprävention an Schulen durch Peers wird großer Wert darauf gelegt, den Teilnehmer/innen zu vermitteln, dass sie durch diese Kurse keine Suchtberater/innen sind. Falls sie bemerken sollten, dass Gleichaltrige Probleme haben, können sie diesen aber vielleicht weiterhelfen, indem sie auf nahe gelegene Suchtberatungsstellen verweisen. – „Gleichaltrigkeit schafft Glaubwürdigkeit“, sagte Geigle und umschrieb so zusammenfassend die Vorteile der Peer Education. In diesem Sinne können Peers auch als „die wahren Aufklärer/innen“ gelten.

Ablauf von Peer Education zur Suchtprävention

In der Praxis läuft ein zweijähriges Peer-Projekt des Institutes Suchtprävention, pro mente Oberösterreich, organisatorisch beispielsweise wie folgt ab:

- **Anmeldung** durch die Schule Herbst 2008
- **Projektvorstellung** in der Konferenz Jänner/Februar 2009
- **Auswahl** in den Klassen der Projektschulen Februar 2009
- **Elternabend** am Institut in Linz Februar 2009
- **Training I** in Litzlberg im März/April 2009
- **Training II** in Litzlberg im April/Mai 2009
- **Fünf Gremiumstreffen** an der Schule Mai 2009 bis Juli 2008
- **Reflexionstag** am Institut in Linz Winter 2009
- **Projektabschluss** an der Schule Juli 2010

Workshop 6:

Grisu wird erwachsen – Kreative Methoden in der Gesundheitsförderung Jugendlicher

„Blitzlichter“, „Wappen“ und „Autowaschanlagen“ haben scheinbar wenig gemeinsam. Alle drei Begriffe bezeichnen jedoch auch kreative Techniken für die Gruppenarbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen. Die Teilnehmer/innen von Workshop 6 erprobten diese und andere Methoden in der Praxis.

„Bam, Oida!“, „Uuurcool, dass du auch da bist!“, „Was geht ab?“ – Solche und ähnliche Sprüche waren am 19. September in den Kongressräumen des Renaissance Hotels in Salzburg zu hören. Die Qualität dieser Aussagen lässt nicht unbedingt darauf schließen, dass sie von Damen und Herren etwas jenseits der 20 stammen. Eine der praktischen Übungen für die Teilnehmer/innen des Workshops 6 bestand jedoch darin, wie einst in der Teenagerzeit locker-lässig durch den Raum zu schlendern und miteinander Kontakt aufzunehmen. Ziel der Arbeitsaufgabe war nicht etwa der Versuch, die Sprache von Jugendlichen zu imitieren. Vielmehr sollten verschiedene Formen erprobt werden, wie miteinander Kontakt aufgenommen werden kann.

Selbsterkenntnis durch Gruppenübungen

Nach der „coolen“ waren beispielsweise auch die „aggressive“ sowie die „ignorierende“ Kontaktaufnahme an der Reihe. „Stellen Sie sich vor, Sie sind ein Teenager, der einem anderen keinen Respekt gewährt – vielleicht nur deshalb, weil dieser einfach nicht die richtigen Klamotten anhat“, lautete hier eine der „Regieanweisungen“. „Anbandeln am Schulhof“ erwies sich als beliebte thematische Vorgabe: „Du lächelst so schön“, „Darf ich Deine Schultasche tragen“ oder auch ein scheues „Gehst Du morgen mit mir ins Kino?“, waren da zu vernehmen.

Im Anschluss erhielten die Teilnehmer/innen Gelegenheit, im Stehen mit geschlossenen Augen nachzuspüren, welche Stimmungen bei den unterschiedlichen Formen von Bewegung und Kontaktaufnahme

bei ihnen aufgetaucht waren. Den Abschluss dieser Übung bildete schließlich die Auswahl einer Partnerin oder eines Partners unter den anderen Teilnehmer/innen. Mit dieser oder diesem wurden dann die mit der Selbsterfahrungstechnik gemachten Erkenntnisse ausgetauscht.

Empowerment durch kreative Methoden

Im Workshop 6 wurden diese und andere kreative Methoden in der Gesundheitsförderung Jugendlicher vorgestellt. Der Arbeitskreis wurde von der Gesundheitspädagogin und Erwachsenenbildnerin Sabine Schuster und dem Trainer und Artisten Daniel Gajdusek-Schuster geleitet.

„Ein zentraler Inhalt der Gesundheitsförderung ist es, sowohl auf Ebene des Verhaltens als auch auf jener der Verhältnisse Partizipation und Empowerment von Jugendlichen zu fördern. Kreative Methoden setzen genau an diesem Punkt an, stellen sie doch das ‚selbst tätig Sein‘ in den Vordergrund“, lautete die These der beiden Referent/innen. Der Arbeitskreis fokussierte darauf, diesen theoretischen Ansatz durch verschiedenste praktische Experimente mit Leben zu füllen – etwa auch durch ein so genanntes „Blitzlicht“. Diese Methode besteht im Wesentlichen darin, dass sich jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer einer Gruppe kurz – in ein bis zwei Sätzen – zu einem Thema äußert.

Praxis-„Blitzlichter“

Die Technik kann eingesetzt werden, um von allen schnell eine Meinung zu einem bestimmten Inhalt zu bekommen, oder auch um eine kurze Zwischenevaluation eines Kurses, eines Seminars oder eines Projektes durchzuführen. Im Workshop 6 der Jugendtagung erfüllte sie auch den Zweck, die Teilnehmer/innen zu Beginn besser miteinander bekannt zu machen.

Dazu wurden sie beispielsweise nach ihrem bereits vorhandenen Know-how in drei Gruppen unterteilt: eine, die bereits kreative Methoden in der Jugendarbeit verwendet, eine, die damit schon erste Erfahrungen gemacht hat, und eine, die bislang noch keinen Zugang zu solchen Techniken hatte. Die erst genannte Gruppe wurde dann aufgefordert, auf ihren Sesseln sitzen zu bleiben – während die anderen beiden aufstanden. In „Blitzlicht“-Form berichteten die „Erfahrenen“ dann,

wie und zu welchem Zweck sie bereits kreative Methoden eingesetzt hatten.

Ich bin, ich bin, ich bin, ich nehme...

Eine weitere, ganz andere Form von Kreativität wurde mit viel Spielfreude und Gelächter bei der Übung: „Ich bin, ich bin, ich bin, ich nehme“ erprobt. Bei dieser auch von Theatergruppen verwendeten assoziativen Methode wird zunächst ein Kreis gebildet. Eine oder einer der Teilnehmer/innen versetzt sich dann in einen darzustellenden Begriff hinein – hier zum Beispiel „Gesundheit“ – und tritt mit den Worten:

- **Ich bin** „die Gesundheit“ in die Mitte des Kreises. Der oder die Nächste sagt dann, was ihr oder ihm dazu einfällt, und stellt sich dann beispielsweise mit den Worten:
- **Ich bin** „das Gesundheitsförderungsprojekt“ ebenfalls in die Mitte des Kreises. Eine dritte Person assoziiert dann vielleicht:
- **Ich bin** „die Gesundheitsförderungsprojektleiterin“. Wer schon am längsten in der Mitte steht, trifft dann eine Entscheidung und sagt beispielsweise:
- **Ich nehme** die Leiterin – und die beiden gehen wieder in den Kreis zurück.

Die verbliebene Person wiederholt: „Ich bin das Gesundheitsförderungsprojekt“ – und neue Teilnehmer/innen treten mit neuen Assoziationen hinzu. Im Workshop 6 führte die Begriffskette von „Gesundheit“ ausgehend über die Bereiche „Computer“ und „Star Wars“ beispielsweise rasch bis zu: „Ich bin der Tierarzt. Ich bin das Geldbörsel vom Tierarzt. Ich bin eine kranke Giraffe...“. – Irgendwann ging es dann auch wieder retour zum Thema „Wohlbefinden“.

Methodensammlung

Ein Teil der Workshop-Teilnehmer/innen beschäftigte sich speziell damit, welche Methoden Jugendliche dabei unterstützen können, sich mit der Frage: „Wer bin ich?“ auseinanderzusetzen. – Es ging also darum, welche kreativen Angebote Teenager/innen während der Phase der Identitätsfindung gemacht werden können. In der Praxis habe sich zum Beispiel bewährt, dass Ju-

gendliche ihr eigenes „Wappen“ kreierten, sagte eine Teilnehmerin. Solch ein gemaltes oder gezeichnetes Wappen werde üblicherweise meist in vier Bereiche eingeteilt, die darin dargestellt werden, zum Beispiel:

- eine Sache, welche die oder der Jugendliche gerne alleine macht
- eine Sache, die sie oder er gerne mit anderen macht
- eine schöne Erinnerung
- und eine Sache, die sie oder er gut kann.

Als bewährte Maßnahme, die bei der Selbstfindung unterstützen kann, darf auch eine Stärken-Schwächen-Analyse der Jugendlichen gelten. Diese sollte so erfolgen, dass sich die einzelnen Angehörigen einer Gruppe zunächst Gedanken über ihre eigenen Vorzüge und Defizite machen. Dann gilt es, für alle anderen deren jeweilige Stärken auf einem Zettel zu notieren – und zwar ausschließlich die Stärken. „Es ist immer wieder schön zu sehen, wie überrascht manche Jugendliche in diesem Alter sind, dass sie bei den anderen so beliebt sind“, wusste eine Teilnehmerin aus ihren praktischen Erfahrungen mit dieser Technik zu berichten.

Vorteile von kreativen Methoden

„Kreative Methoden ermöglichen vielfältige positive Sinneserfahrungen. Sie fördern nicht nur die Ausdrucksfähigkeit, sondern auch das Selbstwertgefühl und die Ich-Stärke und damit letztlich die Gesundheit insgesamt“, sagte Workshopleiter Daniel Gajdusek-Schuster zusammenfassend. Das Spektrum kreativer Methoden reiche von Phantasiereisen und Entspannungsübungen bis zum Trommeln. Allen gemeinsam sei, dass keine Vorkenntnisse und kein besonderes Know-how notwendig sein sollten – so wie etwa im Gegensatz zum Linkswalzer beim Ausdruckstanz nichts falsch gemacht werden könne. Abschließend soll an dieser Stelle eine weitere der beim Workshop in Salzburg mit viel Freude erprobten Methoden beschrieben werden:

Bei der so genannten „Autowaschanlage“ bilden alle Beteiligten – üblicherweise kniend – eine Zweierreihe. Der oder die vorderste gibt dann an, welche Art von „Auto“

er ist und krabbelt durch die Anlage. Dort wird er dann je nach Wunsch unterschiedlich stark „abgeschrubbt“ – von Stufe 1 „sanft“ bis zu Stufe 3, „der Vollmassage“. Wer am Ende steht, stellt eine der Düsen dar, die das Auto Lufttrocknen. Nachdem das „Auto“ gewaschen wurde, reiht es sich hinten ein und wird zu einem Bestandteil der Waschanlage. Vorne beginnt währenddessen das nächste „Auto“ damit, sich reinigen zu lassen.

Empfehlungen für den Einsatz kreativer Methoden in der Jugendarbeit

Empfohlene Rahmenbedingungen:

- offene Gestaltung, wenige Vorgaben
- genügend Zeit und Raum
- Vermeidung von Richtig/Falsch-Wertungen
- vielseitige Materialien zur Verfügung stellen
- ein Umfeld, das Sicherheit vermittelt.

Welche pädagogische Haltung erleichtert Jugendlichen das Einlassen?

- Eine Haltung des Zulassens und Begleitens
- Bewertungen werden nicht von „oben herab“ vergeben
- ernsthafte Ermutigung steht im Vordergrund
- Gelingen wird in den Vordergrund gestellt.

Welche Herausforderungen können entstehen?

- Auch Jugendliche neigen dazu, jene Dinge tun zu wollen, die sie ohnehin immer tun – Vertrautes gibt Sicherheit. Kreative Methoden müssen deshalb mit hohem Aufforderungscharakter präsentiert werden
- Teenager/innen fühlen sich zumeist gesund und sehen vordergründig keinen Bedarf, etwas für ihre Gesundheit tun zu müssen
- an jugendliche Trends und Themen aus Bereichen wie neue Medien, Moden und Musik anzuknüpfen
- kreatives Handeln mit realem Weltbezug zu ermöglichen.

Einige Beispiele für kreative Methoden in der Jugendarbeit:

- Psychosomatik-Spiel: Redewendungen sammeln und pantomimisch in Kleingruppen darstellen, zum Beispiel zum Thema: „Das liegt mir im Magen“
- Phantasie-/Körperreisen
- Parfums selber kreieren; Cremes selber mischen
- Bodypainting; Gipsmasken und Gipskulpturen; Ganz-Körperbilder gestalten
- Visionssuche oder auch „Vision Quest“ in der Natur

- Szenen-/Rollenspiele/Pantomime/Statuentheater/ Forumtheater
- eigene Gerichte kreieren und selber kochen
- Ernährungs- und Bewegungstipps per SMS; Bildschirmschoner mit „Botschaft“.

Literaturtipps zum Thema „kreative Methoden“

Georgescu V., Vollborn M.: „Konsumkids – Wie Marken unseren Kindern den Kopf verdrehen“. S. Fischer, Frankfurt/M., 2006.

Haller K./Nowak K.: „Girls & Boys“. Buchklub Gorilla Band 27, Wien, 2005.

Homfeldt H. G. (Hrsg.): „Sinnliche Wahrnehmung, Körperbewusstsein, Gesundheitsbildung – Praktische Anregungen und Reflexionen“. Deutscher Studien Verlag, Weinheim, 1993.

Lang Th.: „Kinder brauchen Abenteuer“. Ernst Reinhard Verlag, München-Basel, 1992.

Meyer-Grashorn A.: „Spinnen ist Pflicht – Querdenken und Neues Schaffen“. mvg Verlag, 2004

Pinter-Theiss V., Theiss C.: „Bewegt durchs Leben – Psychomotorik als Beitrag zur Entwicklung des Menschen“. hpt Verlag, Wien, 1997.

Reichel G.: „Lebendig statt brav“. Ökotopia Verlag, Münster, 1995.

Rabenstein R., Reichel R., Thanhoffer M.: „Das Methoden-Set“. Ökotopia Verlag, Münster, 1995.

Reichel R., Scala E.: „Das ist Gestaltpädagogik – Ein Lehrbuch für die Praxis“. Ökotopia Verlag, Münster, 1996.

Reichel R. (Hrsg.): „Spielpädagogik – Grundlagen und Berichte“. Ökotopia Verlag, Münster, 1989.

Workshop 7:

AdRisk Projekt – die Europäische Perspektive. Jugendliches Risikoverhalten und Unfallverhütung; Risikokommunikation und neue Medien

„No risk – no fun“. Diese vier Wörter scheinen den Glaubenssatz von so manchem Jugendlichen zu bilden. Entsprechend hoch sind die Unfallzahlen in der Altersgruppe der 15- bis 24-Jährigen: Jede halbe Stunde stirbt in Europa ein Jugendlicher bei einem Unfall. Beim Workshop 7 wurde das europäische Projekt „AdRisk“ vorgestellt. Es sucht Mittel und Wege, jungen Menschen die Gefahren ihres Verhaltens bewusst zu machen – und dies ohne erhobenen Zeigefinger. „Risikobalance“ ist das Zauberwort.

Sie turnen auf den Dächern dahinbrausender Intercity-Züge, klettern auf Autobahnbrücken herum und werfen einander, an Sessel gefesselt, ins Wasser – wie waghalsig Jugendliche sein können, ist unter anderem auf YouTube zu sehen. Freilich handelt es sich dabei um die Zeugnisse ganz besonderer Großtaten jugendlichen Leichtsinns. Doch – und das ist keineswegs ein neues Phänomen – junge Menschen neigen zu draufgängerischem, zuweilen gar todesmutigem Verhalten. Dass dergleichen Tollkühnheiten nicht immer glimpflich ausgehen, zeigen die Statistiken: So verletzen sich Jugendliche und junge Menschen im Alter zwischen 15 und 24 Jahren ungleich häufiger als die erwachsene Bevölkerung. 65 Prozent aller Todesfälle von 15- bis 24-jährigen sind auf Unfälle zurückzuführen. 22.000 Europäer/innen aus dieser Altersgruppe sterben jährlich aufgrund ihres Leichtsinns.

Seinen Mut zu demonstrieren, bedeutet aber nicht nur, sich Hals über Kopf mit dem Snowboard einen Steilhang hinunter zu stürzen oder über fahrende Autos zu springen. Es bedeutet etwa auch, Drogen auszuprobieren und sich in soziale Situationen zu begeben, deren Ausgang oft nicht abschätzbar ist. „Jugendliche wollen das Risiko selbst erkunden“, wissen europäische Expert/innen für Unfallprävention bei Jugendlichen aus ihren Recherchen. Mit gutem Zureden, dem Androhen von Taschengeldentzug oder dem noch so plas-

tischen Ausmalen von gesundheitlichen Folgen ist da nicht viel zu erreichen. Im Gegenteil: Predigten oder Verbote können im Umgang mit jungen Menschen sogar kontraproduktiv sein.

Europäische Plattform

Im Jahr 2006 startete im Auftrag der EU-Generaldirektion Öffentliche Gesundheit das Projekt „AdRisk“, das sich mit jugendlicher Risikobereitschaft als einer wichtigen Ursache für die hohe Unfallneigung beschäftigt. Denn obwohl Unfallverhütung klassischerweise zur Prävention zählt und die Fallzahlen in der Altersgruppe der 15- bis 24-Jährigen für sich selbst sprechen, wurde bislang auf europäischer Ebene noch kaum etwas unternommen, um Verletzungen und Todesfälle speziell unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu vermeiden und zu verhindern.

Die Leitung des Projekts hat das österreichische Kuratorium für Verkehrssicherheit (KfV) inne, das in Österreich mit dem Institut für Jugendkulturforschung und innerhalb der Europäischen Union mit verschiedenen Institutionen in Italien, Ungarn, Holland und Finnland zusammenarbeitet. „Das Projekt will eine europäische Plattform sein. Wir organisieren nationale und internationale Veranstaltungen, erstellen Studien, dokumentieren Good Practices, entwickeln Tools und geben einen Newsletter heraus“, erläuterte Ursula Löwe vom KfV beim Workshop 7 der Tagung „Gesundheitsförderung trifft Jugendarbeit“. Die AdRisk-Initiative stand im Zentrum dieses Arbeitskreises.

Nationale Aktionen

Die Fragestellungen des Projekts sind weit gefasst: Es gilt nicht nur herauszufinden, wie sich Prävention auf die Bereitschaft, Risiken einzugehen, auswirkt. Es geht auch darum festzustellen, wie neue Medien in der Kommunikation mit der jugendlichen Zielgruppe eingesetzt werden können.

Nach der anfänglichen Sammlung der Daten zu Unfallhäufigkeit, -arten und -orten, ist es das Ziel von AdRisk, nationale, an Jugendliche gerichtete Aktionen zu initiieren. In weiterer Folge soll Unfallverhütung auf die Agenda der Gesundheitspolitik jedes einzelnen Landes gebracht werden.

Unterschiedlicher Zugang

„Faszinierend ist der unterschiedliche Zugang zur Unfallprävention bei Jugendlichen in den verschiedenen Ländern“, berichtete Ursula Löwe – „und was man daraus lernen kann.“ In Ungarn beispielsweise haben Eltern, aber auch die Behörden gegenüber unbesonnenem und gefährlichem Verhalten von Jugendlichen null Toleranz, die Niederländer sind da wesentlich liberaler. Und die bereits erhobenen Daten zeigen, dass Verbote allein die Unfallrate ganz und gar nicht senken.

Dass Botschaften nicht ankommen, wenn mit erhobenem Zeigefinger geschulmeister wird, ist „für Leute aus der Jugendarbeit nichts Besonderes“, so Löwe. Und es geht bei AdRisk auch um mehr als um bloße Vermeidung von Sport- oder Verkehrsunfällen durch Reglementierungen. „Unser Konzept ist nicht, das Risiko an sich, sondern den Schaden zu minimieren“, betonte Löwe. Die jungen Menschen sollen in die Lage versetzt werden, die Gefahr, in die sie sich begeben, und deren eventuelle Folgen ab- und einschätzen zu können, eine Art „Risikobalance“ herzustellen und ihr Verhalten entsprechend anzupassen.

Bloß zur falschen Zeit am falschen Ort?

Ein auf nationaler Ebene bereits realisiertes Projekt wurde in Salzburg ebenfalls vorgestellt. Durch die vom Amsterdamer Consumer Safety Institute durchgeführte Aktion mit dem Titel „Split the Risk“ sollten 15- bis 19-Jährige aus berufsbildenden Schulen erreicht werden. In der Vorbereitungsphase waren unter 420 Schüler/innen Informationen gesammelt worden.

Es bestätigte sich, dass um jeden Preis „cool“ sein zu wollen und gleichzeitig an die eigene Unverwundbarkeit zu glauben eine gängige Geisteshaltung Jugendlicher ist. Erstaunt waren die Projektverantwortlichen über etwas anderes: „Viele junge Menschen glauben, dass Unfälle nichts anderes als Zufall sind“, schilderte Eveline Braun, die an dem niederländischen Projekt mitgewirkt hatte. „Sie denken, ein Unfall passiert dann, wenn man zur falschen Zeit am falschen Ort ist.“

Eigenverantwortung bewusst machen

Hier sollte die Kampagne „Split the Risk“ ansetzen und den Jugendlichen ihre Eigenverantwortung bewusst machen. Sie bestand aus einem Videospiel zur

Messung der eigenen Reaktionsgeschwindigkeit und TV-Kurzfilmen. Der gestalterische Hintergrund für diese Filme war die Tatsache, dass Profisportler/innen, aber auch Menschen in Hochrisikoberufen in der Lage sein müssen, innerhalb des Bruchteils einer Sekunde Gefahren abschätzen und entsprechend reagieren zu können. Gleichzeitig sind sich diese „Risikoexpert/innen“ aber auch sehr wohl bewusst, wie gravierend die Folgen eines kurzen Moments der Unachtsamkeit für sie sein können.

Davon ausgehend werden in den Filmen nun junge Menschen in hochriskanten Situationen „in action“ gezeigt. Im Augenblick der Gefahr wird das Bild angehalten und ein Interview mit dem Protagonisten eingespielt. Dieser schildert dann, welche Folgen es haben könnte, wenn er in diesem Moment falsch reagiert.

Erfolgreiche Kampagne

Auch erste Resultate gibt es bereits: „Während vor Ausstrahlung der Filme 60 Prozent meinten, selbst viel zur Unfallverhütung beitragen zu können, waren es danach 75 Prozent“, berichtete Braun. Die Kampagne soll im nächsten Jahr fortgesetzt werden, dann werden auch die Eltern miteinbezogen.

Weitere nationale AdRisk-Projekte sind auf der Website www.adrisk.eu.com zu sehen. Dort können zudem eine umfangreiche Toolbox sowie Good-Practice-Broschüren heruntergeladen werden. Im Rahmen des Internetauftrittes der europäischen Initiative finden sich außerdem Tipps, wie Jugendliche am besten erreicht werden können. Auch die Expert/innen dieser Initiative empfehlen, bei der Kommunikation besonders auf Bilder zu setzen und Inhalte einfach auszudrücken. Ein weiterer Ratschlag lautet, dorthin zu gehen, wo sich Teenager/innen in ihrer Freizeit aufhalten und jene Themen aufzugreifen, die sie beschäftigen: von Ausbildung und Umweltschutz bis zu Sexualität und Drogen.



Lebensläufe:



Dr.ⁱⁿ Eveline Braun

Gesundheitspsychologin und Verkehrspsychologin. Seit 1985 Lehrbeauftragte der Universität Wien, Fakultät für Psychologie, Bereich Sozialpsychologie. 1985 bis 1995 Mitarbeit bei Forschungsprojekten des Psychologischen Dienstes des Amtes für Jugend und Familie der Stadt Wien. Seit 1988 Mitarbeiterin beim Kuratorium für Verkehrssicherheit, zuerst Vollbeschäftigung, ab 1992 auf freiberuflicher Basis in den Bereichen Verkehrspsychologie und Verkehrserziehung. Arbeitsbereiche sind Literaturstudien, Testentwicklung, Forschung, EU-Projekte (Mitarbeit bei ROSE25, IMMORTAL, SUPREME, DRUID, AdRisk). Von 1997 bis 2005 zusätzlich Durchführung von Fahreignungsuntersuchungen am Kuratorium für Verkehrssicherheit als freiberufliche Diagnostikerin.



Dipl. Päd. Jürgen Einwanger

- Dipl. Sozialpädagoge
- Leiter der SPOT Seminare des Oesterreichischen Alpenvereins
- Zusatzqualifikation Erlebnispädagogik (DAV), Lehrwart Hochalpin (OeAV)
- Zusatzqualifikation Gruppendynamik (agm)
- Zusatzqualifikation Mediation und Konfliktmanagement (inmedio)
- Zertifikatslehrgang Qualitätsmanagement in der Gesundheitsförderung (FGÖ).

Konzeption und Durchführung zahlreicher Projekte v.a. im Bereich Jugendhilfe. Jugend- und Erwachsenenbildung, diverse Vorträge und Fachpublikationen. Freiberuflicher Pädagoge: Multiplikator/innenseminare, Konzept- und Fachberatung. Leiter der SPOT Seminare, Mitarbeit im Leitungsteam des Projekts „risk´n´fun“ - Prävention bei Risikosportarten und zahlreicher weiterer Projekte der Alpenvereinsjugend.



Dipl. Päd. Daniel Gajdusek-Schuster

- Selbständiger Pädagoge und Trainer
- Magier und Performancekünstler
- Akademischer Sozial- und Bildungsmanager des AGB. Referent für Gestalt-, Spiel- und Erlebnispädagogik
- Lehrbeauftragter der FH des BFI-Wien für Persönlichkeitsentwicklung, des Gesundheitsforum NÖ sowie des PI des Bundes

Schwerpunkte: Präsentationstraining, Teamentwicklung, Leitungskompetenzen, beteiligende Methoden in Gruppen. Gründer der Agentur Perspektiven - Veranstaltungs- und Bildungsmanagement. Seit 2007 Wiederaufnahme Studium Bildungswissenschaften Swp Aus- und Weiterbildungsforschung an der Universität Wien.



DSA Dieter Geigle

ausgebildeter Diplomsozialarbeiter seit 1999
Institut Suchtprävention, pro mente OÖ

Beruflicher Hintergrund:

- Konzeption, Aufbau und Mitarbeit in unterschiedlichen Projekten (Jugendclub, Obdachlosenzeitung, Gemeinwesen-TV)
- zwischen 2000 und 2007 in der Caritas OÖ als Berater zur Existenzsicherung, Krisenkoordinator beim Hochwasser 2002, Projektleiter für die regionale Vernetzung und abschließend Betreuung von obdach- bzw. wohnungsloser Männer
- seit 2003 externer Trainer (Peereducation, Raucherentwöhnung, Workshops mit Jugendlichen in unterschiedlichen Settings) und seit 2007 fixer Mitarbeiter am Institut Suchtprävention.

Beruflicher Status Quo:

- Schwerpunkte am Institut in der Abteilung Schule: Projekt „clever und cool“ ein Kooperationsprojekt mit der Polizei OÖ für die 8. Schulstufe, Fort- und Weiterbildung von Lehrer/innen, Projektleiter „Workshop Alkohol“ ab der 9. Schulstufe.



Dr.ⁱⁿ Beate Großegger

Dr. Beate Großegger ist wissenschaftliche Leiterin und stv. Vorsitzende des Instituts für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at in Wien. Sie studierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und absolvierte studienbegleitend einen Lehrgang für Museums- und Ausstellungsdidaktik an der Universität Wien.

Seit 1996 ist sie in der Jugend- und Jugendkulturforschung tätig. Von 1996 bis 2000 arbeitete sie in der Abteilung „Jugendkultur- und Trendforschung“ des österreichischen Instituts für Jugendforschung. Seit 2001 leitet sie die Forschungsabteilung des Instituts für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at in Wien.

Beate Großegger ist u.a. Projektleiterin von „50 Jahre Shell Jugendstudie“ sowie Co-Projektleiterin des „4. Berichts zur Lage der Jugend in Österreich“ und Studienleiterin von „elf/18 – die Jugendstudie“ des Instituts für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at. Zahlreiche Fachpublikationen, darunter: „Jugendkultur-Guide“ (öbv-hpt, 2002), „50 Jahre Shell Jugendstudie. Von Fräuleinwundern bis zu neuen Machern“ (Ullstein, 2002), „Die neuen Vorbilder der Jugend. Stil- und Sinnwelten im neuen Jahrtausend“ (G&G, 2007) Lehraufträge am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, am Institut für Praktische Theologie der Universität Innsbruck, am Institut für Islamische Religionspädagogik der Universität Wien, an der Popakademie in Mannheim sowie am Department für Interaktive Medien und Bildungstechnologien an der Donau Universität Krems



Mag. Bernhard Heinzlmaier

ist Mitbegründer und seit 2003 ehrenamtlicher Vorsitzender des Instituts für Jugendkulturforschung. Hauptberuflich leitet er die tfactory-Trendagentur in Hamburg. Darüber hinaus lehrt Bernhard Heinzlmaier an der Werbe Akademie in Wien. Weitere Lehraufträge im Rahmen des „Internationalen Journalismus Zentrums“ des Departments für Wissens- und Kommunikationsmanagement der Donau-Universität Krems sowie der Popakademie in Mannheim. Arbeitsschwerpunkte: Praxiskonzepte für die kommunale Jugendarbeit und Jugendpolitik, Freizeitforschung, jugendkulturelle Trends, Zielgruppenkommunikation, Lifestyleforschung



Dr. Dr. Peter Koler

Geboren in Bozen, Studium der Psychologie und Pädagogik an der Universität Innsbruck., Trainer in Motivational Interviewing, von 1993-2001 Mitarbeiter des Dienstes für Abhängigkeitserkrankungen in Bozen, seit 2001 Leiter der Fachstelle für Suchtprävention und Gesundheitsförderung „Forum Prävention“ in Bozen, seit 2007 zusätzlich verantwortlicher Direktor der Fachstelle für Essstörungen „infes“ in Bozen, Mitglied der „Österreichischen ARGE Suchtvorbeugung“, 2008 Einberufung in die „Nationale Drogenkommission“ Italiens Mitautor der „Leitlinien zur Suchtpolitik in Südtirol“ und der Südtiroler „Jugendstudie 2004“. Veröffentlichungen und Beiträge zu den Themenbereichen Jugend, Drogen sowie Präventionsarbeit und Gesundheitspolitik.



Gerald Koller

Pädagoge, Geschäftsführer des Büro VITAL in Steyr; internationaler Fachberater für Gesundheitsförderung, Referent und Autor im Bereich „Kommunikation und Gesundheit“; Entwickler und focal point von „risflecting: Rausch- und Risikopädagogik“; Grundlagenarbeit am System der Integrierenden Medizin und Gesundheitsentwicklung (IMG) mit Dr. Georg und Dr. Hans Wögerbauer; seit 2007 ist er Kurator des Forums Lebensqualität Österreich.



Dr.ⁱⁿ Gundi Kutschera

Soziologin, Gesundheitspsychologin, Psychotherapeutin
 Autorin zahlreicher Publikationen
 Universitätslektorin in Europa und USA

Seit 1974: Entwicklung von Ausbildungsprogrammen und Forschung mit der Fragestellung: Wieweit Beziehung und Kindererziehung lehr- und lernbar sein kann. Ausbildungen, Coaching und Supervision in Organisationen, Unternehmen, Schulen und Familien (im Zeitraum von 1978-1996 in den USA)
 1974 – 1978: Forschungsarbeit und Co-Leitung der Abt. Sozialpsychologie am Max-Planck-Institut in München, Ausbildungsleitung für Familientherapeuten, Lehrbeauftragte an den Universitäten München und Kiel
 Seit 1982: Gründung und Leitung des Lehrinstitutes kutscheracommunication
 Seit 1986: Gründung und Vorstand der Resonanz-Stiftung in Wiesbaden: Ziel: Förderung und Evaluierung sozialer Projekte
 Seit 1996: Gemeinsame Forschungsarbeit mit Universitäten in Linz, Wien, Bielefeld und Mannheim
 Seit 2000: Weiterentwicklung der Ausbildung und Grundlagenforschung gemeinsam mit zurzeit 90 Franchise-Partner/innen in Österreich, Deutschland, Schweiz



Mag.^ª art. Ursula Löwe

Kuratorium für Verkehrssicherheit, Wien
 Studium der Anthropologie, Sozialwissenschaften und internationales Projektmanagement, langjährige internationale Tätigkeit (EU, Afrika) in den Bereichen soziale Entwicklung, Nachhaltigkeit und Frauenförderung.
 Seit 2005 Leiterin des Projektes AdRisk: Europäische Aktion zu jugendlichem Risikoverhalten und Unfallprävention für Jugendliche (15-24 Jahre) im Rahmen des Public Health Programms der EU. Schwerpunkt ist die Entwicklung einer europäischen Strategie und Zusammenführung von Ansätzen aus der Unfallprävention, Kampagnen Neue Medien, der Gesundheitsförderung und Jugendarbeit.



Mag.ª Jutta Petz

Seit 2004 Leiterin des Landesjugendreferates Steiermark und Referentin für allgemeine Jugendarbeit, Medienerziehung und Prävention (Seelische Gesundheit). Ausgebildete Betriebswirtin mit Zusatzqualifikationen im Bereich Personalmanagement, Organisationsentwicklung und Marketing.



Mag.ª Claudia Posch

Berufliche Erfahrungen in der Suchtprävention, Erziehungshilfe des Landes Steiermark und therapeutischen Wohngemeinschaft für Menschen mit Suchterkrankungen. Koordination und Sozialbereichsleitung von Arbeitstrainingszentren für psychosozial benachteiligte Menschen. Seit 2002 bei Styria vitalis: Umsetzung des Modellprojektes des Fonds Gesundes Österreich „Jugendgesundheitsförderung“, seit Jänner 2006 in der Gesunden Gemeinde.



Mag.ª Sabine Schuster

Gesundheitspädagogin, Erwachsenenbildnerin

- Studium der Erziehungswissenschaften (Schwerpunkt Sonder-Heilpädagogik und Erwachsenenbildung) mit Fächerkombination Psychologie/Sportwissenschaften Universität Wien
- IBG-Gesundheitsmoderatorin
- Playbacktheater-Schauspielerin (SOG Theater)
- Partnerschaftstrainerin (NÖLAK)
- Touristikkauffrau
- Regionale Projektkoordinatorin für das Seminarprogramm Gesundheitsförderung Bildungsnetzwerk des Fonds Gesundes Österreich im Auftrag von IBG Institut für humanökologische Unternehmensführung GmbH
- Referentin und Trainerin für IBG, NÖLAK, Gesundheitsforum NÖ



Eduard Zentner

Nach Ausbildung zum und Tätigkeit als Tischler in Irdning, 1991 Eintritt an die Bundesanstalt für Landwirtschaft in Gumpenstein, einer Dienststelle des Bmlfuw, Prüfung zum Facharbeiter, Reifeprüfung für Landwirtschaft und Wirtschafts- und Medieninformatik in Liezen, nach Aufstieg zum Referatsleiter, 2005 Aufstieg zum Abteilungsleiter für Stallklimattechnik und Nutztierschutz. Zusätzlich Personalvertreter für 230 Mitarbeiter, Vorsitzender der Gewerkschaft öffentlicher Dienst Steiermark für die Landesleitung 6 Land- und Forstwirtschaft. Gemeinderat der Marktgemeinde Irdning, Referat für Kindergärten, Schulen und Sport Installation des Jugendprojekts „youth @ work“ in Irdning im Jahr 2002